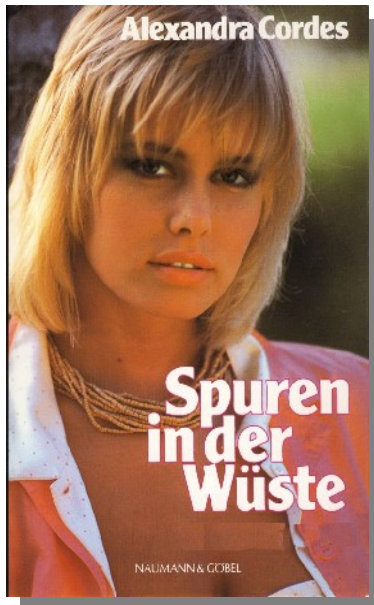


Alexandra Cordes

Spuren in der Wüste



Inhaltsangabe

Der Journalist Werner Holt fliegt von Hamburg nach Berlin. Niemals hätte er damit gerechnet, daß in diesem Flugzeug eine Frau sitzt, die sein ganzes Leben verändern wird. Zuerst fällt ihm Irene Blessing nur wegen ihrer verblüffenden Ähnlichkeit mit Silvia auf, seiner verstorbenen Frau, die er durch einen tragischen Schicksalsschlag schon in den ersten Wochen ihrer Ehe verloren hatte. Seitdem hat er eigentlich nicht mehr an ein neues Glück glauben können. Doch der Anblick der bezaubernden, geheimnisvollen Irene Blessing läßt ihn seine langjährige Gleichgültigkeit vergessen, und Werner Holt faßt den Entschluß: Diese Frau will er um jeden Preis für sich gewinnen. Zuerst scheint alles auch ganz einfach zu sein. Er spricht Irene an, sie verabreden sich, und Holt spürt, daß Irene seine Gefühle erwidert. Doch das gemeinsame Glück ist nicht von Dauer. Denn plötzlich ist Irene spurlos verschwunden, völlig unerwartet und ohne jede Erklärung. Für Holt steht fest: Er wird das mysteriöse Verschwinden aufklären, selbst wenn er dafür um den gesamten Globus reisen müßte. Und damit beginnt die abenteuerliche Suche nach Irene Blessing, die Holt von Amerika bis nach Israel führt.

Sonderausgabe der Naumann & Göbel Verlagsgesellschaft, Köln
Spuren in der Wüste © 1983 by Franz Schneekluth Verlag, München

Lizenzausgabe mit Genehmigung

des Franz Schneekluth Verlages, München

Gesamtherstellung: Mainpresse Richterdruck Würzburg

Printed in West Germany

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 3-625-20075-9

Dieses eBook ist umwelt- und leserfreundlich, da es weder
chlorhaltiges Papier noch einen Abgabepreis beinhaltet! ☺

1

Über den Lautsprecher in der Abflughalle wurde der Hamburg-Berlin-Flug aufgerufen, und Werner Holt schaute unwillkürlich auf seine Armbanduhr.

»So froh, mich bald los zu sein?« fragte Inge und lachte ein bißchen zu fröhlich. Sie warf ihr blondes Haar mit einer leichten Drehung ihres schmalen Halses über die Schulter zurück.

»Natürlich nicht«, sagte er.

»Ich flöge ja auch zu gern wieder einmal nach Berlin, aber mein blöder Job...« Sie hob die zarten Schultern; Inge machte im Gegensatz zu Werner nur Innendienst bei dpa.

»Beim nächstenmal nehme ich dich mit«, versprach er und küßte sie auf die Wange.

»Sag lieber nur vielleicht.« Sie lächelte.

Und unausgesprochen blieb zwischen ihnen wieder das, worüber sie seit einem halben Jahr nicht mehr redeten – über ihre Heirat und daß er Inge seinen Eltern immer noch nicht vorgestellt hatte. Seit zwei Jahren lebten sie nun zusammen in Hamburg, und alle zwei Monate besuchte Werner seine Eltern in Berlin, falls er nicht beruflich verhindert war.

»Bleib brav, Ingelein«, sagte er aus alter Gewohnheit.

Und sie, ganz ohne Übergang und mit ernsten Augen: »Ich glaube, du wirst in Berlin nicht lange allein sein.«

»Wieso?« fragte er verblüfft.

»Kennst du diese Frau denn nicht, die da drüben, die dich so an-

starrt?«

Er folgte Inges Blick und ihrer leichten Handbewegung, doch er sah nur noch eine Wolke dunkelroten Haares, als die Frau schnell das Gesicht abwandte.

»Du siehst Gespenster, Ingelein.« Er grinste. »Du kennst mich doch. Ich bin viel zu schüchtern, um mich an andere Frauen ran-zuwagen.«

»Das wäre schön, aber ich glaube dir nicht, leider. Tschüss –«, und damit ließ sie ihn schnell allein.

Er sah ihr noch sekundenlang nach, der jungenhaften Gestalt im Jeansanzug. Inge wurde in diesem Jahr dreißig, und eigentlich war es nur richtig, daß er sie heiratete – oder etwa nicht?

Im Flugzeug saß die Fremde direkt vor Werner Holt, aber die hohe Lehne verbarg sie.

Nur wenn sie den Kopf wandte und durch das ovale Fenster schaute, fiel ihr Haar nach vorn und leuchtete wie dunkles Kupfer in der Sonne.

Er hatte ihr beim Abflug in Hamburg am Schalter den Vortritt gelassen, und sie hatte ihn so angelächelt wie keine Frau mehr seit Silvana.

Silvana, die er geliebt hatte und die vor fünf Jahren beim Surfen verunglückt war, ertrunken, während er hilflos zusehen mußte. Es war auf ihrer Hochzeitsreise geschehen, an der französischen Küste. Und danach war er froh gewesen über jeden Reportage-Auftrag, der ihn in fremde Länder führte, zu fernen Kontinenten, und er hatte sich willentlich Gefahren ausgesetzt. Wer würde ihn denn schon vermissen, wenn er nicht mehr da war? Ein paar Freunde vielleicht, und seine Eltern natürlich. Und wenn er nun, an diesem Samstag, dem 9. Juni, schon einmal ehrlich mit sich selbst war, mußte er zugeben, daß seine Beziehung zu Inge kaum mehr war als die Flucht

aus seiner immer beklemmender werdenden Einsamkeit.

Werner faltete die Zeitung, steckte sie in das Außenfach seiner Reisetasche. Er schloß die Augen. Noch einmal eine Frau wie Silvana finden ...

Die Fremde vor ihm lächelte wie Silvana; sie hatte lange dunkle Wimpern wie Silvana, und der volle Mund war ungeschminkt.

Plötzlich hätte er gern gewußt, wie sie hieß und wie alt sie war und woher sie kam. Plötzlich wollte er sie kennenlernen.

Als die Maschine gelandet war und sie ausstiegen, hielt er sich unwillkürlich hinter ihr. Auch ihr Gang gefiel ihm und die Haltung ihres Kopfes, und beides erinnerte an Silvana.

In der Ankunftshalle in Berlin wartete schon die Mutter auf Werner Holt. Ihr kleines rundes Gesicht strahlte, der kleine runde Hut rutschte schief, als sie ihn umarmte.

»Ach Junge, ach Jungchen!«

»Tag, Mutt!«

»Braungebrannt biste und gut siehste aus, auch wenn ein bißchen dünn, was? Na warte, übers Wochenende werde ich dich verwöhnen. Aber was guckste dich denn immer um?«

»Einen Moment, Mutt. Bin sofort wieder da!«

Am Gepäckförderband stand die Fremde mit dem dunkelroten Haar, ein wenig verloren, hilflos wirkend. Die Gepäckstücke glitten an ihr vorbei. Dann griff sie nach einem kleinen beigefarbenen Koffer.

»Darf ich Ihnen behilflich sein?«

Sie drehte sich langsam um, sah Werner an.

Ihre Augen waren grau oder grün oder blau, er wußte es nicht mehr, als er darin ertrank. Es stimmte schon, dachte er verlegen amüsiert, man konnte in Augen ertrinken.

»Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen, aber sehen Sie, ich kann

diesen kleinen Koffer gut selbst tragen.«

Ihre Stimme war dunkel, zitterte ein bißchen und hatte einen ganz leichten fremden Akzent.

»Ich kann es besser«, sagte er lächelnd und nahm ihr den Koffer aus der Hand.

Sie trug keinen Ring, weder rechts noch links. Aber bedeutete das heute noch etwas?

»Ich nehme ein Taxi«, sagte sie.

»Draußen wartet ein Leihwagen, den ich bestellt habe. Darf ich Sie mit in die Stadt nehmen?«

Sie zögerte. »Wenn es Ihnen keine Mühe macht.«

»Es macht mir Freude.«

Sie errötete und wandte schnell das Gesicht ab.

Werner hatte seine Mutter total vergessen. Aber da tauchte sie schon neben ihnen auf, und ihr Blick glitt vogelschnell zwischen ihm und der jungen Frau hin und her.

»Wir haben sogar einen Schutzengel«, sagte er und lächelte in die Augen, deren Farbe er nie würde ergründen können.

»Meine Mutter, Maria Holt.«

»Ich bin Irene Blessing.«

»Sehr erfreut, Fräulein Blessing«, sagte seine Mutter, stieß ihn aber mit dem Ellenbogen in die Seite.

Natürlich, er verdarb ihr, was seit langen Jahren ihre größte Freude war: das Abholen auf dem Flughafen, die erste halbe oder Dreiviertelstunde allein mit ihm, während sie nach Hause führen.

Seine Mutter war nie aus Berlin herausgekommen, sein Vater nur als Soldat.

Durch ihren Sohn erlebte sie die weite Welt, die Abenteuer der Fremde, die Geheimnisse anderer Länder und Kontinente.

»Mutt, es macht dir doch nichts aus, im Wagen hinten zu sitzen?« Und er grinste sie so an, daß es in ihren Augen aufblitzte, aber sie flötete: »Nein, natürlich nicht, Wernerchen!«

Die liebe Mutt, die ihren fünfunddreißigjährigen Sohn noch wie einen Sechsjährigen behandelte.

Werner hätte sie am liebsten auf den Mond gewünscht, wenn auch nur für diesen Moment.

»Ich war noch nie in Berlin«, sagte Irene Blessing neben ihm, als sie in die Stadt hineinfuhren. »Aber die Luft ist so gut wie ...« Sie verstummte.

»Wie was?« fragte er.

»Wie auf dem Land. – Könnten Sie mich bitte auf dem Kurfürstendamm absetzen? Hotel Kempinski?«

Im Rückspiegel sah er, daß seine Mutter zufrieden die Lippen spitzte. Nun würde sie doch noch eine Viertelstunde mit ihm allein sein.

Vor dem Kempinski hielt er an.

Als er Irene Blessings Gepäck aus dem Kofferraum hob, kam ein Page angestürzt; sie war eine Frau, für die sogar heute noch Hotel-pagen schwärmen können.

»Ich danke Ihnen, Herr Holt«, sagte Irene, und wieder berührte ihn ihr anmutiges und unbefangenes Lächeln.

»Darf ich Sie anrufen? Bitte. Ich möchte Ihnen ein bißchen von Berlin zeigen. Ich bin hier geboren. Bitte«, sagte er schnell.

»Warum nicht?«

»Wie lange bleiben Sie hier?«

»Eine Woche etwa. Dann also, auf bald.«

Und sie verabschiedete sich sehr höflich von Maria Holt.

Aber Maria Holt sagte sofort, als sie allein waren: »Wernerchen, kiek richtig hin, Schönheit allein macht et nich, paß auf!«

»Könntest du vielleicht deine Weisheiten für dich behalten, Mutt?«

»Na sicher, Wernerchen, bin ja schon stille. Also, erzähle, wie war es in Hongkong?«

Und er erzählte von Hongkong und der Grenze nach China; das

letzte Schild, das man sah, wenn man Hongkong per Bahn nach China verließ, warnte vor Taschendieben, das erste, das einen in China willkommen hieß, vor dem Auf-den-Boden-Spucken, was alle Chinesen mit großem Vergnügen tun.

»Und warum hast du Inge heute wieder nicht mitgebracht?« fragte seine Mutter unvermittelt.

»Das ist meine Sache«, antwortete er ungewollt scharf.

»Na ja«, murmelte Mutt, »hast ja recht, bist ja ein erwachsener Mann, der hoffentlich weiß, was er tut.«

Vor drei Jahren hatte Werner seinen Eltern das kleine Haus im Grunewald geschenkt.

Es war nichts Aufwendiges, ein verwünschtes Nest, wie seine Mutter es nannte, efeuumrankt; früher einmal war es das Pförtnerhaus einer großen Villa gewesen.

Es war versteigert worden, weil die jungen Erben nichts damit anzufangen wußten; Werner hatte, wie sein Vater stolz sagte, nur einen Appel und ein Ei dafür gegeben.

Es stimmte tatsächlich, wenn er bedachte, daß die monatliche Kreditabzahlung nur dreihundert Mark betrug, viel weniger, als man heute für eine normale Vier-Zimmer-Wohnung ausgeben mußte.

Sein Vater kam ihnen am Gartentor entgegen, wie immer in einem farbbespritzten weißen Overall.

Er war ein schlanker kleiner Mann von fünfundsiebzig Jahren, der sich aber wie ein Zwanzigjähriger bewegte.

Als sie sich umarmten, mußte Werner sich zu ihm herunterbeugen, genau wie zu Mutt.

»Hättest dich aber doch mal richtig anziehen können«, sagte Mutt und strafte ihren Mann mit dem blitzenden Blick aus ihren Vogelaugen.

»Da tät mich der Werner ja gar nicht mehr erkennen.« Erwin Holt lachte. Dann sagte er: »Komm, Jung, ich zeig' dir, was ich als letztes fabriziert habe.«

Hinter dem Haus, am Ende des Gartens, in dem seine Frau Blumen zog und er Gemüse, hatte Erwin Holt einen kleinen Schuppen errichtet – wenn man so wollte, ein Atelier.

Hier machte der pensionierte Tischlermeister Kinderspielzeug aus Holz: Puppenstuben, Schaukelpferde, Wippen und Schaukeln für den Garten und vor allem Kasperlpuppen.

Und nun führte Erwin Holt stolz sein neuestes Werk vor.

»Mann, das sieht ja aus wie ...« Werner zögerte verblüfft.

»Na, wie die Insel, von der du mir erzählt hast, im Roten Meer, mit der Burg drauf.«

»Aber ich hab' dir doch nicht mal ein Foto dagelassen, oder?«

»Nee, aber erzählt hast du's mir ja. Und so haben die Kreuzritter ihre Festungen im Heiligen Land und anderswo gebaut, ich habe es nachgelesen.«

»Klasse«, sagte Werner. »Mußt du's verkaufen?«

»Nee«, sagte sein Vater, »du weißt doch, daß ich immer alles erst fertig mache, und dann erst such' ich mir einen Kunden dafür.« Ihm machte das Basteln Freude, also sollte das Spielzeug auch den Käufern Freude bereiten.

Am liebsten war es Erwin Holt, wenn Leute mit Kindern kamen und er dann die staunenden Augen der Erwachsenen sah und darin lesen konnte, daß sie sich an ihre Jugend erinnerten, und wenn die Kinder beinahe ehrfürchtig über das Schaukelpferd oder die Puppenstube strichen und flüsterten: »Alles echt, da ist ja nix aus Plastik.«

Dann war er glücklich, dann verkaufte er. Und seine Preise waren Vorwirtschaftswunderpreise.

Wenn aber Eltern kamen und Kinder, die sich nur gelangweilt umblickten und gar nicht erkannten, was sie da an Schätzen sahen,

dann behauptete Erwin stets: »Verkauft wird überhaupt nichts!«

Für ihn gab es nie halbe Sachen und keine Lauheit der Gefühle.
Für ihn gab es immer nur: Entweder – Oder.

Und genau diese Eigenschaft hatte Werner von ihm geerbt.

»Die Burg ist was zum Träumen«, sagte Erwin Holt. »Denk doch mal, aus unseren grauen kalten Landen sind sie aufgebrochen, die Kreuzritter. Weißt du, daß es sogar einen Kinderkreuzzug gegeben hat? Und dann kamen sie in ein Land, in dem die Sonne glühte. Und da in der Wüste bauten sie ihre Burgen, genau wie diese hier. – Nur das Burgfräulein fehlt noch, sonst ist sie komplett.«

Das Schnitzen der winzigen Figuren war Erwins ganzer Stolz, und Mutt kleidete sie dann an, auch wenn sie angeblich verächtlich sagte: »Da siehst du, wie es geht, Werner. Auf seine alten Tage wird man kindisch. Sogar ich. Läßt der dumme Kopp mich doch Puppenkleidchen nähen.«

»Die Burg ist wirklich was zum Träumen.« Und Werner dachte an Irene Blessing; wenn man sie in mittelalterliche Gewänder steckte, würde sie ebenso liebenswert und zauberhaft aussehen wie heute.

»Denkst du an jemanden, dem die Burg Freude machen würde?« fragte sein Vater, als sie durch den Garten zum Haus zurückgingen.

»Mir«, sagte Werner.

»Ich frag' mich manchmal, was aus unserem Haus und dem schönen Garten wird, wenn wir mal nicht mehr sind.«

»Ach, Vater, ihr werdet beide hundert.«

»Trotzdem wär's schön zu wissen, was später mal aus allem wird.«

»Ihr habt mich ja auch erst ziemlich spät bekommen«, sagte Werner.

»Das hatte seinen Grund, damals war Krieg. Wenn wir wenigstens deine Silvana gekannt hätten. – Und jetzt, die Inge bringst du ja auch nie mit...«

»Laß uns von was anderem reden, Vater.«

»Natürlich, Junge. Sollst dich ja wohl fühlen zu Hause.«

Aber Erwin Holts Lächeln gelang nicht ganz, und Werner verstand es, schließlich war er der einzige Sohn, und seine Eltern sehnten sich nach Enkeln.

Während Mutt mit der Vorbereitung des Abendessens beschäftigt war, das Werner mindestens ein Kilo Zugewicht beschern würde, und sein Vater einem Bericht über die Fußball-Weltmeisterschaft im Radio lauschte – denn der Flimmerkasten, der stand in Mutts Nähstube, Erwin hielt sich nicht damit auf –, rief Werner im Kempinski an.

»Frau Blessing bitte.«

»Ja?« Ihre Stimme klang leise und ganz deutlich zögernd.

Er schluckte. »Hier Holt«, sagte er dannforsch. »Ich dachte, wenn Sie Zeit haben, könnten wir einen Drink zusammen nehmen, nach neun.«

»Werner Holt?« fragte sie.

»Ja. Sie erinnern sich doch?«

Sie blieb still.

»Ich meine, wir haben uns heute auf dem Flug von Hamburg kennengelernt.«

»Ja, ich erinnere mich.«

»Bitte, ich würde Sie so gern wiedersehen.«

Wieder war es still. Aber dann sagte sie: »Ich auch.«

Ihm wurde ganz heiß, und plötzlich hatte er ein Bild vor Augen: lachende, jubelnde Kinder im Garten, mit wehendem, kastanienbraunem Haar und andere mit seinem blonden, und er sagte, heiser vor Aufregung: »Um halb zehn?«

»Um halb zehn«, wiederholte Irene, dann legte sie auf.

Und Werner wußte, daß er am Wendepunkt seines Lebens stand.

2

Werner war bereits um zwanzig nach neun vor dem Kempinski, und da stand Irene schon und kam schnell zu seinem Wagen, noch ehe er aussteigen konnte, glitt neben ihn, und er hatte mit einemmal beinahe Angst, sie anzuschauen, und wußte sekundenlang überhaupt nichts zu sagen.

Da lachte sie leise, und es klang sehr weich und sehr weiblich, und sie sagte: »Zeigen Sie mir Berlin bei Nacht?«

Er zeigte ihr das Berlin, das er liebte, und in ihren Augen sah er, daß sie ihn verstand.

Er sah die Stadt mit seinen und mit ihren Augen, und es war für ihn die herrlichste und lebendigste Stadt der Welt, obwohl sie geteilt war – durch die Mauer willkürlich in zwei Teile gespalten.

Irene wollte auch die Mauer sehen. Und er fuhr mit ihr dorthin.

Sie fröstelte, als sie die Wachttürme sah und das gespenstische Scheinwerferlicht, das alles noch trostloser machte, hüben wie drüben, und Werner legte zum erstenmal den Arm um sie.

Sie schmiegte sich sekundenlang an ihn, dann sagte sie: »Bitte, bring mich zurück.«

Und obwohl es heute selbstverständlich geworden ist, daß man so schnell du zueinander sagt, empfand er es von ihr als eine Auszeichnung.

»Laß uns bitte noch irgendwo ein Glas Wein zusammen trinken.«

Sie schwieg wieder eine Weile. Er hatte sich schon daran gewöhnt, daß sie immer genau zu überlegen schien, was sie sagte und antwortete.

Dann sagte sie: »Ja, das geht.«

Und dann saß er ihr in einer Weinstube gegenüber, und das

Licht flackerte über das schmale helle Gesicht, Kerzenlicht, und ihre Augen hatten jetzt die Farbe des Weins. Sie waren ganz hell.

»Ich möchte gern wissen, woher du kommst«, sagte er.

»Ich war – zuletzt in Paris.«

»Und davor?«

»In Rom.«

»Du reist viel?«

»Ja. Wie du.«

»Aber du bist keine Journalistin?«

Sie schüttelte stumm den Kopf.

Er hatte ihr erzählt, wie alt er war, was er tat und für wen er arbeitete, daß er unverheiratet war und nur eines regelmäßig tat und immer gern getan hatte: hier in Berlin seine Eltern besuchen.

Von Irene wußte er nichts.

»Ich möchte alles von dir wissen«, sagte er. »Alles.«

Sie lächelte, aber es war ein mechanisches, ein verkrampftes Lächeln, das ihre Mundwinkel zucken ließ.

»Es ist spät geworden, ich muß ins Hotel zurück.«

»Wartet – wartet dort jemand auf dich?«

Sie schüttelte stumm den Kopf.

Aber es war ihm ganz plötzlich und ohne Übergang und ohne irgendeine Erklärung, als fürchte sie sich.

Jemand erwartete sie im Hotel. Oder sie erwartete jemanden.

Aber er wollte nichts zerstören, deshalb fragte er nicht danach.

»Darf ich dich morgen sehen?« fragte er.

Sie blickte ihn ernst und wie suchend an.

»Ja«, sagte sie dann.

»Ich freue mich jetzt schon darauf. Weißt du, wenn das Wetter hält, könnten wir schwimmen gehen. Bei uns draußen in Grunewald.«

Und er sah sie schon auf dem schmalen Streifen dunklen Sandes am See, sah, wie das Licht, das durch die Bäume fiel, ihr Gesicht

und ihre Glieder vergolden würde.

Ziemlich selten hatte er ein Mädchen gefragt, ob er es küssen dürfe; aber nun tat er es, und war doch ein erwachsener Mann und sie eine erwachsene Frau.

Und sie nickte kaum merklich, und sie küßten sich.

Ihre Lippen waren weich und zärtlich, wie ihre Stimme es sein konnte, und er dachte, daß er nie vorher einen solchen Mund gekannt hatte.

Das war, als sie schon vor dem Kempinski hielten, im dunklen Wagen. Aber ihre Augen waren immer noch so hell wie im Kerzenlicht.

»Bis morgen«, sagte er und half ihr beim Aussteigen.

»Bis morgen«, sagte sie einfach und schenkte ihm wieder ihr einfaches, so bezauberndes Lächeln.

Aber als er abfuhr, sah er nicht, wie das Lächeln verschwand. Und wie die Züge hart wurden und dunkel, obwohl ihre Haut und die Augen hell blieben. Und es war, als verzerre jemand anderes ihren Mund, als reiße ihr jemand die Lippen auf zu einem Schrei, der nie laut wurde.

Irene setzte ihre Sonnenbrille auf, wandte sich schnell um und betrat das Hotel.

Sie stolperte einmal; wer es sah, mochte denken: Warum trägt sie auch eine Sonnenbrille?

Aber sie stolperte, weil ihre Augen blind von Tränen waren.

Irene nahm ihren Schlüssel am Empfang des Hotels entgegen und fuhr in den zweiten Stock hinauf. Sie zögerte einen Moment lang vor der Tür ihres Zimmers, schloß dann auf.

Sie blieb auf der Schwelle stehen, lauschend. Sie hörte nicht das geringste Geräusch, und als sich ihre Augen an das Dunkel des Zimmers gewöhnt hatten, konnte sie auch nur die ihr schon ver-

trauten Formen der Möbel ausmachen; im Alkoven das breite, mit einer maisfarbenen Decke überworfene Bett, die Gobelinsessel und die schöne alte Kommode aus Birnbaumholz. Durch die geschlossenen Vorhänge zuckten Leuchtreklamen des Ku'damms wie Irrlichter.

Irene trat schnell ein, schloß die Tür hinter sich ab.

Im gleichen Moment öffnete sich die Badezimmertür, und ein großer hagerer Mann stand dort; nur die Umrisse einer Gestalt im dunklen Anzug, ein heller Schimmer auf dem schwarzen Haar, das Gesicht nicht zu erkennen. Noch nie hatte Irene sein Gesicht gesehen. Sie kannte auch seinen Namen nicht und nannte ihn bei sich den Dunklen.

»Du kommst spät«, sagte er.

Sie blieb stehen, wo sie war; ihre Schultern waren herabgesunken; für den Mann bot sie ein Bild der Hilflosigkeit, aber vor allem der Willenlosigkeit. Sie war ein leichtes Opfer.

»Wo warst du?«

»Warum fragen Sie? Sie wissen doch immer alles.« Sie feuchtete ihre Lippen an, aber ihre Mundhöhle wurde immer trockener.

»Der Kerl ist Journalist«, sagte er. »Er reist viel.«

Sie senkte den Kopf.

»Wenn du es richtig anfängst, kann er uns von Nutzen sein.«

»Nein«, sagte sie.

»Du wirst ihn dazu bringen.« Seine Stimme war ohne jeden Klang, ohne Akzentfärbung, sie war weder hoch noch tief, weder melodisch noch unangenehm. Nie hob sie sich, niemals ließ er irgend ein Gefühl erkennen. »Wo sind die Papiere?«

»Ich trage sie wie immer bei mir«, sagte Irene.

»Dann leg sie auf den Tisch.«

Irene trat vor. Ihre Schultertasche bestand aus zwei separaten Fächern, die scheinbar mit den Innenwänden aneinander genäht waren. Sie drückte auf die untere Hälfte des Silberschlusses, die beiden

Hälften der Tasche klappten auseinander. Irene rührte den schmalen weißen Umschlag nicht an, der dazwischenlag.

Der Mann trat vor. Sie sah sekundenlang seine Hand sehr deutlich, magere braune Finger mit kurzen flachen Nägeln, es war eine Hand, der man weder Mitleid noch Zärtlichkeit zutrauen mochte.

Er ergriff den Umschlag, steckte ihn ein.

»Du bleibst hier, bis du Anweisung erhältst, was du als nächstes zu tun hast.« Statt des Umschlags warf er ein Päckchen Banknoten auf den Tisch.

»Ich will das Geld nicht«, sagte sie.

»Plötzlich Gewissensbisse? Sei nicht kindisch.« Und damit glitt er aus dem Zimmer.

Irene blieb noch minutenlang stehen, starrte auf den irrlichternden Widerschein der Leuchtreklamen, lauschte, ohne einzelne Geräusche unterscheiden zu können oder zu wollen, dem nächtlichen Verkehr des Ku'damms, sah die offene Badezimmertür, das Licht, das sich in Kristall und blanken Fliesen spiegelte.

Sie wußte nicht, was für Papiere sich in den Umschlägen befanden, die sie von einer Hauptstadt zur anderen beförderte, sie wußte nur, daß der Mann ein Araber war und sie ihm auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

Ich möchte sterben, dachte sie, ich möchte nichts als sterben. Aber sie war zu gesund, sie bekam keine schlimme Krankheit, die zum Tode geführt hätte. Sie hatte mit voller Absicht zwei Autounfälle verursacht; einmal war sie gegen einen Brückenpfeiler gerast, einmal gegen einen Baum, aber beide Male war sie mit ein paar Prellungen davongekommen.

Sie ging zum Bett; plötzlich versagten ihre Knie und sie fiel vornüber.

Sie lag lange da, wollte an nichts denken und dachte doch immer wieder, daß, wenn man einmal Schuld auf sich geladen hatte, eine große Schuld, sie nie zu sühnen war. Und daß man dieser Schuld

nicht entfliehen konnte, niemals im Leben und vielleicht nicht einmal durch den Tod.

Sie lag, von stummem Weinen geschüttelt, als das Telefon klingelte; es dauerte lange, bis das Läuten überhaupt in ihr Bewußtsein drang.

Als sie den Hörer abnahm, fragte Werner: »Habe ich dich geweckt?«

»Nein, ja.«

»Ich wollte dir nur sagen, Liebe, ich wollte dir nur sagen – ich bin so glücklich, daß wir uns kennengelernt haben. Und ich freue mich schon auf morgen.«

»Ich auch«, flüsterte sie.

»Gute Nacht, und schlaf gut, liebe Irene.«

Das war schon einmal die Antwort gewesen, vor genau zehn Jahren. »Schlaf gut, liebe Irene.« Damals, auf die Misere zu Hause – den ewig arbeitslosen Vater, die ewig nörgelnde Mutter, im Winter war's zu kalt in der Wohnung, im Sommer zu heiß, und immer zu eng.

Da lebten sie noch in New York und schliefen sommernachts auf der Plattform der Feuerleiter, weil es in den grauen kleinen Zimmern keine Luft zum Atmen gab.

Irene war damals zwanzig und arbeitete als Kellnerin in einem italienischen Restaurant in der 54. Straße, und ihr Lohn war alles, was die Familie zum Leben hatte.

Bis sie eines Tages Jim kennenlernte.

Er feierte seinen vierzigsten Geburtstag im Gino's, er war blond und breitschultrig und hatte ein offenes, klares Gesicht.

Von da an änderte sich ihr Leben total.

Schon bald konnte ihr Vater eine kleine Farm anzahlen und endlich wieder Boden beackern, und ihre Schwester konnte eine an-

ständige Schule besuchen – nur die beiden kleinen Brüder, die ihre Mutter zur Adoption fortgegeben hatte, kamen nie mehr zurück.

Denk nicht mehr daran, befahl Irene sich selbst. Vergiß es, besonders alles, was danach kam.

Sie stand auf, ging auf unsicheren Beinen ins Bad. Sie zog sich aus, betrachtete ihr Gesicht im Spiegel, das, wenn sie allein war, sich unbeobachtet wußte, so erschöpft wirkte.

Irene nahm zwei der Schlaftabletten, an die sie sich seit nun sechs Jahren gewöhnt hatte. Und als sie sich wieder auf das Bett fallen ließ, schlief sie ein, noch ehe sie die Decke über sich ziehen konnte.

Inge legte mit einer mutlosen und fahrigen Handbewegung den Telefonhörer auf.

Sie zündete sich eine Zigarette an, inhalierte tief und betrachtete gleichzeitig mit Abscheu die vielen Kippen, die im Aschenbecher lagen. Sie betrachtete auch das Glas mit Abscheu, das den milchigen Rest eines Pernods enthielt, ein Getränk, das sie normalerweise nicht ausstehen konnte.

Aber sie war an diesem Tag so durcheinander und so fertig mit den Nerven gewesen, daß sie irgend etwas brauchte, um sich zu beruhigen.

Sie wanderte durch die Wohnung – ein Drei-Zimmer-Appartement, ein großer Wohnraum, zwei Schlaf- und Arbeitszimmer –, die sie seit zwei Jahren mit Werner teilte.

Tante Bri hatte recht gehabt, damals. Da hatte sie gewarnt: »Zieh nicht mit ihm zusammen, Inge. Wenn du ihn wirklich willst, ihn heiraten, Kinder mit ihm haben willst, dann zieh nicht mit ihm zusammen. Zu schnell gewöhnt ihr euch daran, zu schnell ist der Lack ab.«

Damals hatte Inge gelacht und Tante Bri, die ihr als Kind Mutter

und Vater ersetzt hatte, für altmodisch gehalten.

Inges ganzer Bekanntenkreis bestand doch hauptsächlich aus jungen Paaren, die so zusammen lebten, weil sie sich liebten, aber keine endgültige Bindung wollten. Sie glaubten, eine Ehe werde sie lähmen, einengen; sie wollten frei bleiben.

»Hat sich was mit Freiheit«, murmelte Inge. »Verdammte Freiheit.«

Sie wollte die Pille nicht mehr nehmen; sie wollte statt zwei Schlafzimmern eines haben; sie wollte wissen, wohin sie gehörte; sie wollte Kinder haben. Jawohl, Kinder von Werner. In einer richtigen Familie, mit Sonntagsspaziergang und Trödeln über den Schulaufgaben, und Masern und Mumps, weil sie dazugehörten, und auch mit dem Streit, der nicht ausbleibt, wenn die Kinder ihren Willen haben wollen.

Was nützten ihr die Freiheit, der eigene Wagen, das eigene Gehalt, die eigenen Ferien - ohne Werner? Sie wollte nichts anderes, als endlich wissen, daß Werner und sie für immer zueinander gehörten, durch dick und dünn miteinander gehen würden, wie es früher hieß -, und schließlich miteinander alt werden wollten.

Vor einem halben Jahr hatten sie deswegen einen wilden Krach gehabt. Inge hatte zum ersten- und zum letztenmal klipp und klar gesagt, was sie sich wünschte, und Werner war explodiert, hatte sie egoistisch und verbohrte und altmodisch genannt und war mitten in der Nacht abgehauen und erst nach vier Wochen nach Hause zurückgekehrt. Okay, da war die Reportage über die Kämpfe im Libanon dazwischengekommen.

Werner war zerknirscht gewesen, hatte sich entschuldigt. Sie hatten Versöhnung mit zwei Flaschen Champagner gefeiert, und am nächsten Tag hatte er ihr einen wunderschönen Saphierring geschenkt. Bloß war's kein Verlobungsring. Und seither sprachen sie nicht mehr von Heirat.

Und heute abend hatte Inge ein Tabu gebrochen. Nicht, daß

Werner es von ihr verlangt hätte, sie hatte es sich selbst gesetzt: Wenn Werner alle zwei Monate zu seinen Eltern flog, rief sie ihn nicht an.

Aber heute abend hatte sie es getan.

Inge wußte, daß er normalerweise den ersten Abend immer mit seinen Eltern verbrachte und daß er und sein Vater dann beim Erzählen vielen oder zumindest einigen Flaschen Wein auf den Grund sahen. Sonntags war dann im Sommer ein Picknick im Grunewald dran, im Winter nachmittags ein Besuch im Café Kranzler und abends Oper oder Theater.

Heute abend war Inge, wohl ermutigt durch den Pernod, über ihren eigenen Schatten gesprungen und hatte bei seinen Eltern angerufen, um Werner zu sprechen.

Und seine Mutter hatte gesagt: »Es tut mir leid, Fräulein Inge, aber mein Sohn ist nicht zu Hause.« Inge hatte richtig hören können, daß es seiner Mutter leid tat. »Rufen Sie doch später noch einmal an ...«

Auch das hatte sie getan und Werner tatsächlich gesprochen.

»Ja, ich bin gut angekommen«, hatte er gesagt. »Ja, ich war in der Stadt.«

Und sie hätte so gerne gefragt: Allein?

Aber das hatte sie dann doch nicht fertiggebracht.

Und er hatte nur gesagt: »Gute Nacht, Inge. Ich bin müde. Es ist schon spät.«

Das war alles gewesen.

Er war müde, es war schon spät, und es hatte geklungen, als sei ihm überhaupt nicht bewußt, mit wem er sprach.

Inge ballte die Hände zu Fäusten.

Wenn er zurückkam, würde sie ihn vor die Alternative stellen: Entweder - Oder. Heirat oder Schluß.

Sie liebte ihn; aber sie konnte auch, das wußte sie, ohne ihn leben, wenn es sein mußte.

Und Werner Holt ahnte nicht, daß in dieser Nacht zwei Frauen um ihn weinten und nach Tabletten griffen, um überhaupt schlafen zu können.

3

Laß doch den Jungen«, sagte Erwin Holt zu seiner Frau am Sonntag morgen. »Du siehst doch, daß er glücklich ist.«

»Natürlich lasse ich ihn«, sagte seine Frau und schlug verbissen die Sahne für die Obsttorte, bis sie gerann.

»Du bemutterst ihn zu sehr«, sagte Erwin. »Du denkst, er ist immer noch der kleine Junge, der dir am liebsten am Schürzenband hängt.«

»Unsinn«, sagte Maria Holt.

»Was haste denn dann?«

»Es gefällt mir nicht«, sagte sie. »Da hat er das nette Mädchen in Hamburg, die Inge. Und da angelt er sich so was – so was Undurchsichtiges wie das Fräulein Blessing.«

»Also, wenn du mich fragst, schön isse«, sagte Erwin. »Und wie die den Werner anguckt...«, er lächelte, ein bißchen traurig; so schnell ging alles vorbei, aber als sie jung waren, da hatte Mutt ihn auch so angeguckt.

»Nee«, sagte Mutt, »nee. Da stimmt was nicht. Mit dem Fräulein Blessing stimmt was nicht.«

Erwin trat zum Küchenfenster, öffnete es. Er spähte durch das dichte Laub der Hecken zum See hinunter. »Mir war's, als hätte ich sie eben lachen gehört?«

»Na klar, so wie der Werner aussieht, da schmeißt sich doch jedes Mädchen mit ein bißchen Grips im Kopf ran. Aber mir wäre es lieber, er wäre bei der Inge geblieben.«

»Du kennst Inge doch überhaupt nicht. Vielleicht war das nur so was Flüchtigtes.«

»Flüchtig!« schnaubte Maria. »Seit zwei Jahren leben die beiden zusammen, und natürlich kenn' ich die Inge, hab' ein Bild von ihr gesehen; ein liebes Mädchen ist das.«

»Du hast in Werners Sachen geschnüffelt?«

»Nee, auf dem Nachttisch hatte er es aufgestellt. Und das war, als er das letztmal bei uns war. Vor zwei Monaten. Und da hat er auch gesagt, das nächstemal bringe ich die Inge mit, Mutt. Und koch nicht ganz so gut wie sonst, damit sie keine Minderwertigkeitskomplexe kriegt. Aber hat er sie mitgebracht?«

»Nun laß doch«, sagte Erwin. »Der Junge weiß schon, was er tut.«

»Na klar«, sagte Mutt unversöhnlich, »ihr Männer wißt ja immer ganz genau, was ihr tut.«

Sie tollten im Wasser herum und waren ausgelassen wie Kinder. Sie fuhren Kahn, und Irene in einem weißen Baumwollkleid war so schön, daß es Werner die Kehle zuschnürte. Dann schwammen sie um die Wette; Irene in einem einfachen schwarzen Badeanzug, aber er dachte, daß er niemals vorher eine so aufregende Frau gesehen habe.

Sie kühlten den Weißwein im See und aßen Mutts Brote, mit hartgekochten Eiern und Salat und zartem Hühnerfleisch belegt. Und als es Abend wurde, liebten sie sich im Schatten einer Weißdornhecke, und es war ihnen, als gehöre der See und der Wald, der Himmel und die Sterne, die ganze Welt nur ihnen allein.

»Morgen um zehn«, versprach Irene, als er sie endlich in die Stadt zurückbrachte; es ging schon auf Mitternacht, und sie blieb vor

dem Eingang des Kempinski stehen, bis er abgefahren war.

Werner stahl sich in das dunkle Haus seiner Eltern und lag lange wach, die Hände im Nacken verschränkt, in seinem Jungensbett und dachte, daß er endlich wieder rundum glücklich war.

Er dachte nicht an Inge und wie er es ihr würde erklären müssen.

Doch, er dachte an sie und meinte, sie wird es schon verstehen. Sie weiß ja, daß wir beide nie an was Festes gedacht haben.

Jetzt wollte er endlich auch ein eigenes Haus haben, und Kinder mit Irene, und vielleicht würden sie nicht alle zwei Monate, aber bestimmt alle drei Monate die Eltern in Berlin besuchen, und dann würden endlich Enkel auf dem Schaukelpferd reiten und auf den Wippen schaukeln, die sein Vater im Garten aufgestellt hatte.

Beim Frühstück platzte Werner damit heraus: »Ich heirate Irene.«

»Na fabelhaft!« rief sein Vater. »Endlich!«

Aber seine Mutter schaute ihn an und sagte nichts.

»Na, Mutt? Bist du etwa dagegen? Kannst du dir denn eine schönere Schwiegertochter vorstellen?«

»Auf Schönheit allein kommt es nicht an, Werner.«

»Mutt, verdirb mir doch nicht die Stimmung.«

»Es tut mir leid.« Und damit verließ sie die Küche.

»Was hat sie denn?« fragte Werner verblüfft.

»Jetzt, wo's ernst wird, kriegt sie Ohrensausen«, sagte sein Vater.

»Kennst sie doch, weißt doch, wie sie an dir hängt.«

»Sicher. Aber wir werden euch regelmäßig besuchen.«

»Na klar doch«, sagte Erwin.

»Mensch, ich muß machen, daß ich wegkomme. Irene wartet auf mich.«

Werner fuhr auf den Ku'damm und war eine halbe Stunde zu früh in der Halle des Kempinski.

Er kaufte sich Zeitungen und trank einen Kaffee, dann noch einen, und sein Herz schlug ihm bis in den Mund. Die Zeit rückte so langsam vor. Doch endlich war es zehn Uhr, und er stand nahe

dem Aufzug und wartete, daß sich jeden Moment eine der Türen öffnen und Irene herauslassen würde.

Aber da kamen nur Amerikaner und Japaner und ein Filmstar aus Italien, von Blitzlichtern umzuckt. Dann irgendeine Hoheit, die sich Schirm und Mantel nachtragen ließ, und plötzlich war es halb elf, und Irene war immer noch nicht unten.

Werner trat zum Empfang.

Er bat, mit Frau Blessing verbunden zu werden.

»Bedaure, aber die gnädige Frau ist heute in aller Frühe abgereist.«

Werner fuhr zu den beiden Flughäfen hinaus, bestach die Stewardessen und das Bodenpersonal von allen Fluggesellschaften mit seinem Lächeln und der dringenden Bitte, ihm zu sagen, wohin Irene Blessing geflogen war.

Man wollte ihm helfen, man nahm sich sogar Zeit dazu, aber niemand hatte die von ihm beschriebene Frau gesehen, und keine Frau namens Irene Blessing hatte irgendeinen Flug gebucht.

4

Irene war an diesem Morgen sehr früh erwacht; es war noch gar nicht richtig hell gewesen, und zum erstenmal seit langer, langer Zeit hatte sie dennoch nicht das Empfinden gehabt, schnell aufstehen, schnell sich fertigmachen und flüchten zu müssen.

Sie lag ganz ruhig da und schaute in die aufkeimende Helligkeit, und sie lauschte dem ruhigen Schlag ihres Herzens, und sie dachte, daß sie zum erstenmal seit zehn Jahren wieder liebte.

Sie sah Werners Gesicht vor sich, als male eine unsichtbare Künstlerhand es in den Raum, wohin auch immer sie blickte.

Er war so offen, so frei, er war – unverdorben, ja, sie benutzte dieses unmoderne Wort in ihren Gedanken. Er war vor allem anderen auch ein Mann, zu dem man instinktiv Vertrauen haben konnte.

Aber hatte sie das nicht auch bei Jim empfunden? Ja, gerade bei ihm, der um zwanzig Jahre älter gewesen war als sie und so gefestigt, wie es schien?

Ihre linke Hand begann unruhig am Saum des Bettlakens zu zupfen.

Irene streckte die Finger, hob die Hand, sah, wie sie zitterte.

Es war besser, aufzustehen und eine der kleinen gelben Kapseln zu nehmen, die ein Arzt mit großen traurigen, oder auch nur müden Augen ihr in New York verschrieben hatte, vor vielen Jahre; ein Arzt, der nicht nach ihrem Woher und Wohin fragte, einfach sagte: »Sie sind mit den Nerven fertig«, und ihr das Medikament verschrieb und sie mit einem flüchtigen trockenen Händedruck entließ, während in dem Wartezimmer die Patienten sich drängten, weil darin nicht genügend Stühle standen. Seither hatte sie immer in den ärmeren oder armen Vierteln großer Städte einen Arzt wie diesen gefunden, der keine Zeit hatte, sich wirklich mit ihr zu befassen, der das Rezept schrieb und wahrscheinlich noch dankbar war, daß sie nicht eine der Kranken war, die lange und ausgiebig über ihre Gebrechen lamentierten.

Sie wog die kleine gelbe Kapsel in ihrer Hand. Eine Winzigkeit ohne Gewicht. Aber was würde geschehen, wenn sie mehr davon nahm? Beispielsweise die verbliebenen rund dreißig Tabletten?

»Nein, nur ein bißchen ruhig will ich werden«, sagte sie zu ihrem Spiegelgesicht. »Werner kommt doch und dann –«

Sie schluckte die Kapsel, sie ging zu dem Bett im Alkoven zurück, streckte sich wieder aus, wartete, daß sie ruhig wurde. Und als sie ruhig war, bestellte sie Frühstück – bei einem Zimmerkellner,

dessen Gähnen sie im Telefon hören konnte.

Sie stand wieder auf und duschte und zog ihren Morgenmantel an, und als sie zurück ins Zimmer kam, war dort nicht nur das Frühstück gerichtet, auch ein junger Mann wartete dort auf sie.

Er hielt sich nicht in irgendwelchen Schatten, sie konnte sein Gesicht klar erkennen, aber es war ein Gesicht, so durchschnittlich, daß man es schnell und ganz und gar wieder vergessen konnte.

»Frau Blessing, einen guten Morgen«, sagte er.

»Was wollen Sie hier?« fragte sie. »Wer sind Sie?«

»Ich habe mir erlaubt, auch eine Portion Kaffee zu bestellen. Finden Sie nicht, daß es sich leichter spricht bei einer Tasse Kaffee?«

»Wer hat Sie eingelassen?«

Er goß für sie beide Kaffee ein, schwieg.

Sie ging zu dem kleinen Tischchen neben der Sitzgarnitur, auf dem das Telefon stand.

»An Ihrer Stelle würde ich das lieber bleiben lassen«, sagte der junge Mann.

»Sie haben kein Recht, einfach in mein Zimmer zu kommen. Ich brauche nur den Empfang anzurufen –«

»Nehmen Sie Zucker und Milch?«

»Sie sind unverschämt!«

»Aber, Frau Blessing, solche Worte wollen wir doch gar nicht erst gebrauchen. Mit ein bißchen Höflichkeit und Freundlichkeit läßt es sich doch viel besser zusammenarbeiten, nicht wahr?«

Er setzte sich in einen der Sessel, nahm sich eine Tasse Kaffee.

Irene blieb stehen.

Er sah sie an, betrachtete sie nachdenklich, wie es schien. »Man hat Sie mir anders geschildert. Ängstlich, hilflos. Nun ja, nicht immer sind unsere Informationen vollkommen.« Er trank von seinem Kaffee.

»Sagen Sie, was Sie von mir wollen, und dann machen Sie, daß Sie hier wegkommen.«

»Wir haben Sie seit einiger Zeit beobachtet. Sie reisen sehr viel, nicht wahr?«

Und als sie nicht antwortete, lächelte er und sagte: »Keine Antwort ist eben auch eine. Sie haben in den vergangenen sechs Jahren die Bundesrepublik vierzehnmal besucht. Sie waren in München, in Hamburg, in Düsseldorf und einmal in Katzbach bei Sieburg.«

Sie zuckte unwillkürlich zusammen.

Ihr Treff hatte eigentlich im Domcafé in Köln stattfinden sollen, aber bevor sie es noch betreten konnte – es war am hellen Tag, einem Maimorgen –, hörte sie eine Stimme hinter sich, die ihr Anweisung gab, an dem Café vorbeizugehen, und sie schließlich drängte, in ein bestimmtes Taxi zu steigen. Das Taxi fuhr mit großer Geschwindigkeit, als es die Stadt hinter sich gelassen hatte. Und es brachte sie zu einem kleinen Haus, mitten in einem Wald.

Dort sagte der Fahrer des Taxis nur: »Aussteigen!«

Und er sagte es so, daß sie gehorchte.

Sie verbrachte drei Nächte und zwei Tage in dem kleinen Haus mitten im Wald, in das der Fahrer des Taxis sie eingeschlossen hatte. Dann kam er zurück und brachte sie zum Flughafen Wahn.

Drei Nächte und zwei Tage voll kreatürlicher Angst. Und nicht nur das, auch Hunger und Durst. Denn sie fand in dem kleinen Haus nur eine Flasche Selters, und zuerst hatte sie durstig davon getrunken und später sich selbst deswegen gescholten, daß sie nicht vorsichtiger gewesen war.

Im Flughafen Wahn klappte sie zusammen, und jemand, ein großer Mann in einem Kamelhaarmantel, brachte sie auf die Rote-Kreuz-Station. Ein Arzt untersuchte sie und gab ihr eine Injektion, eine Schwester brachte ihr ein Schinkenbrot und einen Milchkaffee. Und der große Mann im Kamelhaarmantel half ihr schließlich ins Flugzeug nach London.

»Danach sind Sie in London untergetaucht«, sagt ihr Besucher jetzt. »Wir verloren Sie für ein paar Tage aus den Augen. Und die

anderen auch.«

Es war ganz einfach gewesen in London. Sie hatte ihr Gepäck in einem Schließfach am Flughafen zurückgelassen und war zu Fuß in die Stadt gewandert, auf Umwegen. Und das erstbeste Haus, in irgendeiner der Vorstädte, in der sie gelandet war, das ein Schild im Fenster trug, »Zimmer zu vermieten«, hatte sie betreten. Und im voraus für eine Woche bezahlt. Und das Haus keine Sekunde lang verlassen, bis schließlich der Anruf des Dunklen kam und ihr drohte –

»Wir wüßten gern, was Sie diesmal in Empfang genommen haben. Hier in Berlin.«

»Nichts«, sagte sie schnell.

»Sie hatten Besuch. Das wissen wir. Und wir wissen auch, daß diese Besuche einen Zweck haben.«

»Ich habe nichts in Empfang genommen.«

»Geld vielleicht?«

Sie schwieg.

»Natürlich auch Geld«, sagte der junge, so unwichtig aussehende Mann. »Sie müssen ja irgendwie leben. Und ihr verstorbener Mann hat Ihnen doch nichts als Schulden hinterlassen, nicht wahr?« Er lächelte auf eine unbestimmte Art.

»Das geht Sie nichts an. Mein Leben geht Sie überhaupt nichts an. Ich bin amerikanische Staatsbürgerin. Sie – wenn Sie mir in irgendeiner Weise drohen, werde ich meine Botschaft benachrichtigen, das Konsulat.«

»Aber Frau Blessing, es liegt uns ganz fern, Ihnen zu drohen. Warum auch? Wir möchten doch nur freundschaftlich mit Ihnen zusammenarbeiten. Sehen Sie, wir wollen nicht einmal einem gewissen Herrn, den Sie auf dem Herflug kennengelernt haben, Kenntnis von den Dingen geben, die wir von Ihnen wissen, es sei denn, Sie, Sie selbst, zwingen uns dazu.«

Irene setzte sich, sie nahm sich eine Tasse Kaffee.

»Wir wissen, wie, wann und unter welchen Umständen Ihr Mann starb. Wir wissen auch, warum man von offizieller Seite die Angelegenheit sehr – nun, wollen wir vielleicht sagen – diskret behandelte? Und das doch nur, weil es in einem Land geschah, das dringend auf die Devisen von Touristen angewiesen ist und außerdem bestimmte Stätten zu verwalten hat, die jedermann sozusagen heilig sind.«

»Sie brauchen nicht weiterzusprechen«, sagte Irene. »Mir ist klar, daß Sie alles wissen. Was verlangen Sie von mir?«

»Wir möchten wissen, welche Nachrichten Sie befördern für Ihren alten Freund, der Sie aber auch gleichzeitig sozusagen als Geisel genommen hat, und das seit Jahren schon, nicht wahr?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Irene wahrheitsgemäß. »Hin und wieder werde ich aufgefordert, Umschläge, die keinerlei Adresse oder Bezeichnung tragen, von einem Ort zum anderen zu befördern. Das ist alles.«

»Sind Sie zur Zeit im Besitz eines solchen Umschlages?«

»Nein.«

»Wenn Sie es wieder sein werden, wollen Sie uns dann benachrichtigen?«

Sie zögerte. Sie dachte: Ich will am Leben bleiben. Plötzlich und jäh. Und sie dachte: Ich muß jetzt vorsichtig sein.

»Sie verfügen gewiß über ein gutes Gedächtnis, Frau Blessing. Ich werde Ihnen nun eine Telefonnummer nennen, die Sie sehr leicht behalten werden, denn es sind die Geburtsdaten ihres verstorbenen Mannes. Sie können diese Nummer in jeder unserer Großstädte wählen, und man wird entsprechend Kontakt mit Ihnen aufnehmen.«

»Und wenn ich nicht tue, was Sie von mir verlangen?«

»Oh, da gibt es einige Maßnahmen, über die wir verfügen könnten. Und auch verfügen würden. Und ich will Ihnen sagen, warum. Es gibt zu viele Terroristen auf unserer eigentlich doch recht schö-

nen Welt. Und wir sind sehr daran interessiert, sie zu bekämpfen. Vor allem hier, in Berlin, aber auch anderswo.«

»Ich habe Ihnen aufmerksam zugehört; ich werde darüber nachdenken.«

»Das genügt für den Moment«, sagte der so unwichtig und unscheinbar wirkende junge Mann und stand auf. Er trug seine Kaffeetasse ins Badezimmer, spülte sie, trocknete sie umsichtig mit Kleenextüchern ab, warf diese in die Toilette, spülte sie weg.

Er ging mit einer höflichen Neigung des Kopfes, und er sagte: »Ich wünsche Ihnen noch angenehme Tage in Berlin, Frau Blessing.«

Irene zwang sich zur Ruhe, und sie zwang sich zur Überlegung. Unter keinen Umständen wollte sie Werner Holt schaden. Unter keinen Umständen die wenigen guten und glücklichen Stunden, die sie mit ihm hier verbracht hatte, im nachhinein verderben.

Sie ging rasch ins Schlafzimmer. Das Wenige, was sie an Kleidung mit sich führte, war rasch gepackt.

Sie trug ihren kleinen Koffer selbst, als sie im Aufzug in die Halle fuhr.

Sie bezahlte die Hotelrechnung, nahm sich draußen ein Taxi, ließ sich zum Bahnhof fahren.

Von dort nahm sie ein anderes Taxi zum größten Kaufhaus. Sie kaufte sich einen unmodischen dunkelblauen Mantel, sie kaufte sich einen dunkelblauen Allerweltshut, unter dem sie ihr auffallendes Haar ganz verstecken konnte.

In den Waschräumen des Kaufhauses zog sie sich um. Verstaute ihren kleinen Koffer in einer großen Plastiktasche des Kaufhauses.

Als Sie schließlich zum Flughafen fuhr und das nächste Flugzeug nach Köln nahm, hätte selbst Werner sie nicht erkannt, es sei denn, er wäre direkt auf sie zugekommen und hätte sie von Angesicht zu Angesicht gesehen. Sie reiste unter falschem Namen; das heißt unter Jims Namen, den sie vor sechs Jahren abgelegt hatte.

5

Als Werner nach Hause kam, war es fast drei Uhr nachmittags. Mutt hatte sein Mittagessen in der Röhre warm gestellt.

»Vater hat sich ein Stündchen aufs Ohr gelegt«, sagte sie. »Und nun iß, Junge. Wenn's nicht Sommer wäre und endlich warm, würd' ich sagen, du siehst richtig durchgefroren aus.«

Er sah seine Mutter an, und dann sagte er: »Irene ist weg.«

Sie lehnte sich auf ihrem Küchenstuhl zurück, faltete die Hände im Schoß. Ihre Vogelaugen waren zuerst dunkel und schillernd, aber dann wurden sie weich und ein bißchen heller.

»Geht es dir wirklich so nah?« fragte sie schließlich.

Er nickte nur.

»Und wenn du einfach nach Hamburg zurückkehrst und denkst, du hast geträumt?«

»Das kann ich nicht.«

»Wohin ist sie denn?« fragte seine Mutter.

»Ich habe nicht die geringste Ahnung. Und ich weiß nicht einmal, woher sie kommt. Ich habe nichts, nur ihren Namen.«

Seine Mutter blickte auf ihre Hände, öffnete sie, faltete sie wieder, betrachtete ihre Finger mit den abgearbeiteten Spitzen, den schon ein bißchen rilligen Nägeln.

»Rück schon endlich mit der Sprache raus«, sagte Werner. »Du weißt doch was?«

»Ich weiß, woher sie kommt«, sagte seine Mutter. »Ich hab' mir ihren Paß in der Handtasche angeschaut.«

»Und du hast dir ihre Adresse gemerkt?«

»Ja.«

»Und warum hast du das nicht früher gesagt?«

»Weil's mir überhaupt schwerfällt. Aber dein Vater meint, du bist ja erwachsen genug, um zu wissen, was du tust.«

»Ach Mutt, sag doch endlich.«

»Ich muß es aufschreiben«, sagte sie, stand auf, trat zum Küchenschrank und holte ihren Block, auf dem sie immer notierte, was im Haushalt fehlte und besorgt werden mußte.

In großen sorgfältigen Druckbuchstaben malte sie Namen und Adresse auf, denn vielleicht würde sie die fremden Worte nicht richtig aussprechen.

Irene Blessing

Friend's Farm

P.O.B. 337

New Jersey

Werner fiel seiner Mutter um den Hals. »Du bist doch die beste Mutt!« Dann packte er und fuhr zum Flughafen, und von dort aus rief er schon seine Redaktion in Hamburg an: »Habt ihr was für mich in New York oder New Jersey zu tun? Wenn nicht - ich hab' noch drei Wochen Urlaub zu kriegen, die brauch' ich sofort!«

»Menschenskind«, sagte der Kollege, mit dem Werner das Büro teilte, wenn er in Hamburg in der dpa-Redaktion war, »du hast doch keine Kinder, du brauchst doch nicht schon jetzt Ferien zu machen; du bringst ja alles durcheinander.«

»Tu mir einen Gefallen, Ludwig, und buch mir den erstbesten Flug nach New York. Du kriegst auch zwei Flaschen siebzehn Jahre alten Scotch dafür!«

Und da konnte Ludwig nicht widerstehen; als Vater von fünf Kindern und mit einem Eigenheim auf Abzahlung nahm er gern die milden Spenden seiner unverheirateten Kollegen entgegen.

Er buchte für Werner den nächsten Flug nach New York.

»So ist das also«, sagte Inge. Klein und blaß hockte sie in einem

Sessel im Wohnzimmer ihrer gemeinsamen Wohnung in Hamburg.

»Inge, es tut mir leid«, sagte Werner Holt. »Es ist einfach passiert.«

»Natürlich.«

»Ich hab's nicht gewollt, aber es ist nun einmal so gekommen. Wir beide waren ja gute Kumpel, aber –«

»Hör schon auf!« Plötzlich funkelten ihre Augen wie Eissplitter. »Okay, es hat mit uns nur zwei Jahre gedauert, aber mach es jetzt nicht im nachhinein kaputt. Bis wann muß ich ausziehen?«

»Du sollst überhaupt nicht ausziehen. Natürlich bleibst du hier wohnen, natürlich gehören die Möbel dir.«

Inge stand auf und kam auf ihn zu.

Sie hob die Hand und schlug ihm auf den Mund.

»Inge!«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich brauche keine Almosen. Nicht von dir, und von niemandem sonst. Wenn du aus New York zurückkommst, falls du zurückkommst, werde ich fort sein.« Und damit ließ sie ihn allein.

Werner fühlte sich schäbig und gemein. Aber er hatte Inge nicht belügen können.

Es gab für ihn nur noch Irene. Und er mußte sie wiederfinden. Egal, was er dafür verlor.

Werner erlebte eine Überraschung, als er New York verließ und sich Friend's Farm in New Jersey näherte: Die Industriezentren und wohlhabenden Kleinstädte blieben plötzlich zurück: Statt auf einer der vielspurigen Autobahnen befand er sich bald auf einer Landstraße, die ebensogut durch die Lüneburger Heide hätte führen können; Birken und Pappeln begrenzten sie, und dahinter stand junges Korn auf sorgfältig abgegrenzten Feldern.

Und Friend's Farm war nicht etwa ein Bauernhof, der Irene Bles-

sing oder ihrer Familie gehörte, sondern ein kleines Dorf.

Hier gab es noch Fachwerkbauten, wie man sie in Hessen bewundern konnte; hier trugen viele Frauen, junge wie alte, noch die Frisur der Hessinnen: das straff mitten auf dem Kopf zu einem kleinen Knoten geknüpft Haar.

Neugierige Blicke streiften Werner, als er seinen gemieteten Wagen mit dem New Yorker Kennzeichen auf der Mainstreet parkte, die hier allerdings Ockershausener Weg hieß.

Er suchte und fand das Postamt, und ein junges frisches Mädchen mit winzigen Ringellöckchen, die sich um ihre Schläfen aus dem straffgekämmten Haar stahlen, hieß ihn freundlich willkommen.

»Ich suche Freunde«, sagte er, »eine Miß Blessing. Irene Blessing.«

»Das tut mir leid«, sagte das junge Mädchen, »aber die finden Sie in ganz Friend's Farm nicht.«

»Aber sie gab mir als Adresse diesen Ort an und ihre Postfachnummer.«

»Und die wäre?«

»Dreidreieben«, sagte Werner.

»Das Postfach gehört den Braunbachs.«

»Nun, das kann schon sein«, sagte Werner schnell. »Natürlich, Miß Blessing erwähnte den Namen. Wo wohnen die Braunbachs?«

»Am Ende des Dorfes, gleich rechts. Sie können es nicht verfehlen. Es ist das letzte Haus und trägt im Türbalken die Jahreszahl neunzehnhundertundvier.«

Werner wanderte den Ockershausener Weg hinunter. Die Häuser hatten große blumenreiche Vorgärten, alle Fenster blitzten und blinkten, und jedes Haus, jedes Geschäft sah so aus, als sei es gerade erst frisch gestrichen worden.

Ein hübscher Ort, ein wohltuender Ort. Die Frauen gingen zu Fuß einkaufen, die Männer, sofern sie nicht auf den Feldern waren, schaukelten in Rohrstühlen auf der Veranda des einzigen kleinen

Hotels, das ›Friend's Home‹ hieß, und tranken ihren Frühschoppen.

Werner, so sehr es ihn drängte, zu den Braunbachs zu gehen, so sehr es ihn drängte, endlich mehr, das heißt, überhaupt irgend etwas über Irene zu erfahren, kehrte dennoch auf ein Bier in das Hotel ein. Denn als Journalist wußte er, daß bei einem Bier und mit Hilfe eines anständigen Handgeldes oft mehr über einen Ort, eine Familie, über ein Geschehnis zu erfahren war, als man auf andere Weise herausbekam.

Der alte Mann namens Eddy, der hinter der Bar stand, erkannte in Werner sofort den Berliner, und sein Gesicht zersprang in doppelt so viele Falten wie zuvor, sein Gebiß klapperte ein bißchen, als er sagte: »Menschenskind, ick mach' ins Hemd. Wat hat Sie denn hierher verschlagen?«

»Ich will nur Freunde besuchen.«

»Also, aus Hessen, da kommen ja manchmal die Verwandten angereist, und da staunen die dann immer und sind ganz enttäuscht, weil hier beinahe alles so ist wie zu Hause. Aber weiß der Himmel, aus Berlin, nee, da is noch nie jemand hiergewesen!«

»Sie stammen aus Berlin?«

»Na wat denn, Jungchen, direktemang aus Wedding. Bin neunzehnhundertundvier meinen Eltern ausgebüchst. Na, die haben mich jar nich mal vermißt. Wir waren neune zu Hause, müssen Sie wissen, und da fehlte immer einer. Ick jehöre zu den Gründern von Friend's Farm. Ja, Jungchen, ich war hier sogar mal Bürgermeister. Aber die Weiber und das Spiel, da bin ich ein paarmal in New York ausgerutscht und hab' meinen Eisenwarenhandel hier verkaufen müssen. Und, na ja, und jetzt mach' ick eben die Bar. Für'n alten Mann wie mich mang lohnend, krieg' ordentliches Jeld und immer neue Jesichter vor die Nase – aber wen wollen Sie denn hier besuchen?«

»Die Braunbachs.«

»Anständige Leute, 'n bißchen komisch«, sagte Eddy.

»Es sind Freunde von Freunden«, sagte Werner. »Ich soll Grüße ausrichten, ich kenne sie noch nicht.«

»Sind die letzten, die zugezogen sind«, sagte Eddy, »muß so um die zehn Jahre her sein. Der Hans Braunbach hat das alte Haus vom Körbel gekauft und eine Scheune angebaut, und fleißig sind sie alle drei, haben eine Tochter, müssen Sie wissen. Na ja, und heute bezieht ganz Friend's Farm die tagesfrischen Eier von ihm. Aber verschlossen ist er, der Hans. Meinen Sie, der täte jemals hier ein Bier trinken? Nee, der sagt die Tageszeit, und damit hat es sich. Und wat seine Frau ist, die rennt regelmäßig in die Kirche, für meinen Geschmack zu oft. Aber Sie sind wohl wegen det Mädchen hier? Wegen der Doris, wat?«

»Ja, wegen Doris«, sagte Werner und spürte sein Herz wie wild klopfen. Er dachte, vielleicht ist Irene Doris, oder Doris Irene?

»Bildschön ist die«, sagte Eddy, »da können Sie jeden fragen, und jeder wundert sich, warum die noch keinen Mann hat. Aber wat die Eltern sind, die lassen det arme Ding ja nie aus den Augen. Meinen Sie, die dürfte auch bloß mal zum Samstagabendtanz kommen? Oder drüben ins Kino gehen? Nee, da sind Sie schiefgewickelt. Na, dann mal viel Glück bei det Mädchen«, und Eddy zwinkerte Werner verschwörerisch zu. »Nur 'ne Woche oder so müssen Sie sich noch gedulden, die Braunbachs sind nämlich auf Achse.«

»Die ganze Familie?«

»Na klar, die lassen det Mädchen doch nicht zurück. Mit unserem Pfarrer sind die unterwegs, 'ne Pilgerreise oder so was. Lourdes, glaube ich. Irgend so was in Frankreich.«

»Verdammt«, murmelte Werner.

»Na, Jungchen, Jeduld is auch 'ne Tugend. Sie können ja hier im Hotel wohnen. Potter, unser Koch, der ist meilenweit für seine T-Bone-Steaks berühmt.«

Und Werner blieb.

6

Irene kannte Köln nur aus den Briefen der Schwester ihrer Mutter, die einmal im Jahr zu Weihnachten kamen.

Das Briefpapier war stets mit zierlichen handgemalten Weihnachtssternen und -zweigen geschmückt, und die Tante sandte immer eine Köstlichkeit, die sie zu den Festtagen selbst gebacken hatte; mal war es ein Christstollen, dann waren es Zimtsterne oder Vanillewaffeln, oder kleine Handarbeiten, die sie für ihre Nichten angefertigt hatte. Zum Beispiel kirschrote Fäustlinge mit passendem Mützchen; das war in jenen Wintermonaten gewesen, als Irenes Vater als Hausverwalter Arbeit gefunden hatte, in Vermont, und sie, die Kinder, dort mit den vier Töchtern der Herrschaft Skifahren lernen durften. Später schickte Tante Katharina dann mit Hohlsaum geschmückte feinste Taschentücher oder kleine, in zarte Seide gebundene Fotoalben.

Zu Irenes Hochzeit sandte sie einen silbernen Ring mit einem ovalen Aquamarin, von dem sie schrieb, er habe ihr selbst einmal Glück gebracht, und nun solle er ihr, Irene, in ihrem neuen Leben an der Seite eines sicher aufrechten und braven Mannes Glück bringen.

Die Tante drückte sich immer ein wenig altmodisch und umständlich aus, aber das lag wohl daran, daß sie das Englische nur von der Schule her beherrschte. Und das war schon lange her.

Wie so vieles in den letzten sechs Jahren ihres Lebens, hatte Irene die Adresse dieser Tante auswendig gelernt. Schon bald nach ihrer Heirat hatte sie es nicht mehr über sich gebracht, dieser Tante mehr als kurze Festtagsgrüße zu senden, denn sie fürchtete, in ausführlichen Briefen ihr Unglück zu verraten.

Das Haus, in dem ihre Tante wohnte, war nahe dem Zoo in Köln gelegen, und als Irene aus dem Taxi stieg, schaute sie an der um die Jahrhundertwende geschaffenen Fassade empor und dachte, daß man gewiß aus den Fenstern der oberen Stockwerke in den Tierpark schauen konnte.

Die Tante wohnte im Erdgeschoß. Sie war eine kleine, zierliche Frau; das weiße Haar lag glatt um ihren schmalen Kopf, und sie trug über ihrem Kleid einen farbbespritzten Kittel.

»Irene!« rief sie, noch ehe die junge Frau irgend etwas sagen konnte. »Ja, Mädchen, wie kommst du denn hierher?« Und sie lachte und packte Irenes Rechte mit beiden Händen und zog sie in den Hausflur, der eigentlich eine Halle war, mit im Halbdunkel liegender Stuckdecke und weißen und schwarzen Marmorfliesen, und Irene mußte an eine Tanzdiele denken, die sie einst, in ihrer glücklichen Zeit, mit Jim besucht hatte – in New Orleans.

»So eine Überraschung! Aber natürlich ist es eine Überraschung, denn ich habe so lange nichts mehr von euch gehört. Die Post ist auch nicht mehr das, was sie einmal war. Aber komm herein, liebes Kind. Und laß dich anschauen. Schön bist du. So schön wie unsere Mutter war. Bis du allein?«

»Ja, Tante«, sagte Irene.

»Macht nichts, Kind, macht überhaupt nichts. Ich weiß, heutzutage reist ihr jungen Frauen gern allein. Setz dich, ich mache uns gleich Kaffee. Oder trinkst du lieber Tee?«

Und dann legte sie in einer raschen Bewegung die Hände an die Wangen und sagte: »Ja, so was, da rede ich die ganze Zeit deutsch mit dir und weiß doch gar nicht, ob du mich verstehst.«

»Oh, ich verstehe dich gut«, sagte Irene und lachte. »Weißt du, unsere Eltern haben immer darauf geachtet, daß wir die deutsche Sprache nicht verlernten. Mutter war da sogar sehr streng. Zu Hause, beim Essen, oder wenn wir ›Mensch ärgere dich nicht‹ oder sonst was spielten, oder wenn wir in die Kirche gingen, da mußten

wir immer deutsch sprechen, damit wir auch nur ja nichts ver-
gaßen.«

»Und du sprichst es fabelhaft. Praktisch ohne Akzent. Aber nun
setz dich und gib mir Mantel und Hut, und ich mache gleich Kaf-
fee. Oder Tee?«

»Mir ist beides recht«, sagte Irene und legte ihre dunkelblaue
altmodische Verkleidung ab.

»Was für herrliches Haar du hast, ganz wie unsere Mutter«, rief
Katharina. »Kannst du länger bleiben? Dann will ich dich malen.
Weißt du, ich arbeite an einem Porträt unserer Mutter, aber das ist
schwer, sehr schwer, denn ich habe nur ein Schwarzweißfoto von
ihr. Damals waren Farbfotos noch so teuer, daß wir sie uns nicht
leisten konnten.«

Sie lief aus dem kleinen Salon in die Küche, setzte Wasser für den
Kaffee auf, kam mit einer Schale Gebäck zurück, deckte schönes
altes Porzellan auf. »Rauch, wenn du magst«, sagte sie, »ich kann
ein Fenster öffnen.« Aber Irene rauchte nicht, denn sie sah, daß nir-
gendwo ein Aschenbecher stand.

Katharina legte den Malerkittel ab, und darunter kam ein einfa-
ches hellgraues Kleid zum Vorschein, von vorzüglichem Schnitt,
und erst jetzt wurde deutlich, wie geschmeidig und voller schlanker
Kraft ihr Körper noch war.

Sie kreuzte die schmalen Knie in grauen, seidig schimmernden
Strümpfen, lehnte sich in dem kleinen dunkelroten Sessel zurück
und schaute Irene an und seufzte: »Weißt du, das war immer mein
liebster Traum, einmal, nur ein einziges Mal, eine von euch zu se-
hen. Meine Nichten.«

Sie sprang wieder auf, brachte den Kaffee aus der Küche, goß ih-
nen beiden ein, lachte und sagte: »Greif zu. Ich habe das Gebäck
selbst gemacht. Weißt du, in meinem Alter darf man sich nicht
gehenlassen. Beschäftigung, immer Beschäftigung, sonst verkommt
man und wird einfach kindisch.«

Und zu Mittag gab es dann auch einen leichten Gemüseauflauf, den sie sozusagen mit der linken Hand bereitete, und nach einem kleinen Mittagsschläfchen - »das ist gut für Haut und Haar, ich bin noch sehr eitel, mußt du wissen«, sagte Katharina und lachte - gingen sie in den Zoo und taten es den Müttern mit ihren Kindern gleich: kauften sich ein Eis und fütterten die Affen mit Erdnüssen, und erst am Abend, als sie ruhig bei einem Glas Wein saßen, sagte Katharina: »Du siehst müde aus, Irene. Du siehst aus, wie jemand, der Ruhe braucht. Und wenn du magst, kannst du so lange bei mir bleiben, wie du willst.«

»Ein paar Tage, ein paar Wochen vielleicht«, sagte Irene scheu.
»Wenn ich dich wirklich nicht störe.«

»Aber Kind! Siehst du, ich habe mein ganzes Erwachsenenleben allein gelebt. Als mein Dieter dreiundvierzig an der Ostfront fiel, gab es keine Liebe und keinen anderen Mann mehr für mich, denn ich hatte eine unverzeihliche Sünde begangen. Ich hatte mich ihm verweigert, bevor er in den Krieg mußte. Ich war so erzogen worden, ich wußte es nicht besser. Da war deine Mutter anders. Sie setzte ihren Kopf durch und wanderte einfach mit deinem Vater nach Amerika aus, obwohl unsere Mutter so dagegen war. Und sie heiratete ihn auch, obwohl unsere Mutter dagegen war, denn er war ja nur ein einfacher Knecht auf unserem Hof in Ockersheim, und wir waren schließlich Bauerstöchter. Ich blieb bei unserer Mutter, weil sie mir leid tat, und weil sich ja jemand um den Hof kümmern mußte, denn da konnte unsere Mutter sich vor lauter Rheumatismus schon kaum mehr bewegen. Und als ich meinen Dieter beim Erntedankfest kennenlernte, da verlobten wir uns, wie es Brauch und Sitte war, und als er eingezogen wurde, ließ ich ihn gehen mit dem Versprechen, auf ihn zu warten und ihn immer zu lieben. Aber mehr gab ich ihm nicht. Und noch heute tut es mir leid. Noch heute bereue ich es. Und deswegen blieb ich allein. Aber genug von mir. - Wie ist es dir ergangen? Du bist eine schöne er-

wachsene Frau. Und wie geht es deinem Mann? Ist er auch in Deutschland, in Geschäften?»

»Ich bin Witwe«, sagte Irene. »Jim ist seit sechs Jahren tot. Und ich habe seither ein ziemlich ruheloses Leben geführt. Ich meine, ich war von Berufs wegen viel unterwegs.« Aber sie erklärte nicht, was das für ein Beruf war, denn da gab es ja auch nichts zu erklären.

»Und du bist seither allein geblieben? Eine so junge und schöne Frau? Heute, wo die Zeiten so frei geworden sind?«

»Es gibt Gründe«, sagte Irene zögernd.

»Du brauchst nicht darüber zu sprechen, wenn du es nicht willst. Ich sehe, es würde dir weh tun. Also lassen wir es. Du bist hier, und das genügt.«

»Du hast sehr viel Verständnis, Tante Katharina.«

Die alte Frau zuckte leichthin die Schultern. »Das lernt man, wenn man allein ist und seine eigenen dunklen Stunden kennt. Aber ich habe natürlich Freunde und Bekannte, und meine Malerei. Einsam bin ich nicht, und jetzt, wo du da bist, erst recht nicht mehr.« Sie goß ihnen beiden Wein nach, trank genüsslich von ihrem Glas.

»Weißt du, als unsere Mutter neunundvierzig starb, da hielt ich es allein nicht mehr auf dem Hof aus. Da waren so gute Erinnerungen, an Dieter und unsere langen Spaziergänge in den Wäldern und über die Wiesen, und an unsere Hunde – wir hatten zeitweilig acht und auch zehn Cocker. Aber zum Schluß konnte Mutter die Hunde nicht mehr um sich ertragen, sie waren ihr zu lebhaft, und Mutter litt auch unter Asthma; und wegen der Hundehaare riet der Arzt, sie abzuschaffen. Ich verkaufte den Hof schließlich, und die Hälfte des Geldes sandte ich deinen Eltern, aber du wirst noch zu klein gewesen sein, um davon zu wissen.«

»Nein, das weiß ich noch«, sagte Irene. »Ich war zwar noch ein kleines Kind, aber ich erinnere mich an einen runden Tontopf, in dem mal Honig gewesen war, und Vater hat das Geld hineingetan

und den Topf versiegelt. »Das ist unser Notgroschen«, sagte er immer –« Und sie dachte: Wie oft waren wir in Not, und wie oft hat uns nur die Armenküche vor dem Verhungern gerettet. »Er rührte das Geld nicht an, bis Jim ihm das Anfangskapital gab, um sich in Friend's Farm einen Hof zu kaufen. Er ist nur klein, und die Eltern haben nicht viel Landwirtschaft dabei, aber sie haben ihr Auskommen, und man sagt, das Haus sei das schönste im ganzen Dorf. – Aber warum hast du uns nie besucht?«

Katharina lachte leise. »Siehst du, dazu hat es nie bei mir gereicht. Von meinem Erbanteil habe ich recht und schlecht meine Malerei finanziert. Oh, ich hatte große Pläne; eine ganz berühmte Malerin wollte ich werden. Aber das war zu einer Zeit, als kein Mensch daran dachte, Bilder zu kaufen. Für die Reichen waren sie nicht gut genug, keine Kapitalanlage, verstehst du, und für Leute wie unsern, nun, die hatten an andere Dinge zu denken. Erst mal wieder ein richtiges Dach über dem Kopf haben und endlich mal wieder anständige Möbel und Kleider und gutes Essen auf dem Tisch. Und da hab' ich halt als Verkäuferin gearbeitet, in einer kleinen Buchhandlung, und später, als die großen Kaufhäuser wieder richtig florierten, als Dekorateurin. Aber du glaubst ja nicht, wie schnell man da aus der Mode kommt. Plötzlich waren meine Einfälle nicht mehr originell genug, Jüngere mußten ran. Na, und da bin ich wieder in eine kleine Buchhandlung zurückgekehrt, die sich auf Kunstkataloge spezialisierte, und da bin ich geblieben, bis ich meine Rente bekam. Und heute male ich meine Kunstpostkarten. Das ist ein gutes Zubrot, aber zu einer Reise zu deinen Eltern reicht es doch nie ganz, denn ich möchte ja nicht mit leeren Händen kommen.«

»Du hast uns immer so schöne Weihnachtsgeschenke geschickt. Das war immer ein Festtag für uns.«

»Aber wie geht es deiner Schwester Doris? Ich habe seit langem keine Nachricht mehr.«

»Sie lebt bei den Eltern in Friend's Farm. Sie ist ein sehr liebes

und energisches junges Mädchen, aber sie ist auch sehr pflichtbewußt, und sie weiß, daß Mutter sie im Haus braucht. Von klein auf war es ihr Traum, Theater zu spielen, und sie bekam auch immer die ersten Rollen bei Schulaufführungen. Wahrscheinlich wird sie eines Tages einen braven Mann aus Friend's Farm heiraten. An Verehrern mangelt es ihr nicht –« Aber Irene dachte und sagte es auch: »Sie wird werden wie alle Frauen in Friend's Farm. Sie wird putzen und schrubben und die Fenster mindestens einmal in der Woche polieren, und ihre größte Sorge wird sein, wie ihre Geranien gedeihen und ob sie sich die hübschsten weißen Nylongardinen im ganzen Ort leisten kann. Und sie wird Kinder kriegen und großziehen und freitags abends zum Nähkreis ins Pfarrhaus gehen, während ihr Mann Poker spielt oder flippert und Bier aus Dosen trinkt. Aber wenn sie Glück hat, wird er wenigstens nicht zu betrunken nach Hause kommen und weder sie noch die Kinder schlagen, sondern einfach seinen Rausch ausschlafen. Und sie wird abends über ihrer Näharbeit einnicken oder dem Sockenstopfen, und das Fernsehen wird laufen und laufen, bis die Schüsse in einem Wildwestfilm oder Krimi sie aufschrecken, und sie wird ihr Haar auf Lockenwickler drehen und sich die gelbe dicke Creme ins Gesicht schmieren, auf die alle Frauen in Friend's Farm schwören, weil der Herr Apotheker sie nach einem alten Geheimrezept aus der alten Heimat herstellt. Und einmal im Monat wird ihr Mann sie zum Tanzen ausführen, und sie wird ein geblümtes Kleid im Sommer tragen und im Winter eines aus dunkelrotem Samt, und sie wird auf den hohen Stöckelschuhen umkippen, weil sie nicht daran gewöhnt ist, solche Schuhe zu tragen.«

»So ist das Leben bei euch?« fragte Katharina verwundert. »Ich habe mir das ganz anders vorgestellt. Ich meine, Amerika ist doch ein so großes Land, und was man so darüber liest, ist es doch immer noch das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, nicht wahr?«

»Das ist es eigentlich auch«, sagte Irene. »Nur wissen nicht alle

Menschen die großen Möglichkeiten zu nützen. Und dann ist es auch wiederum so groß, daß sich in den kleinen Dörfern und Orten die Menschen eng umeinanderscharen, weil ihnen diese Weite Angst einflößt. Natürlich gibt es auch andere, ich meine, wirklich Unternehmungslustige oder Abenteurer.«

»Und was war dein Mann?« fragte Katharina lächelnd. »Wenn ich mich recht erinnere, hat er dich doch mit nach Kalifornien genommen, nicht wahr?«

»Ja, Jim nahm mich mit nach Kalifornien.«

»Aber du möchtest nicht gern darüber sprechen?«

Stumm schüttelte Irene den Kopf.

»Auch gut«, sagte Katharina sofort, »ich kann es verstehen. Ich konnte auch jahrelang nicht über Dieter sprechen, auch wenn ich Stunde um Stunde an ihn gedacht habe. Ja, das verstehe ich sehr gut.«

Irene dachte nicht an Jim, wenn sich nicht sein Gesicht, seine Stimme in ihre Träume stahlen – und das waren dann immer Alpträume. Aber sie dachte an Werner und spürte plötzlich Tränen in ihren Augen brennen. Wenn sie ihn doch nur nicht hätte verlassen müssen. Wenn sie doch nur frei für ihn wäre. Frei von ihren Ängsten und ihrer Schuld und den dunklen Männern oder Mächten, wie immer sie es nennen wollte, die sie seit sechs Jahren als Geisel hielten.

»So«, sagte Katharina in ihre Gedanken hinein und hob ihr Glas, »der letzte Schluck Wein, den trinken wir jetzt auf die schönen Tage, die wir miteinander verbringen wollen, nicht wahr?«

Und auch Irene hob ihr Glas und sagte leise: »Ich danke dir, für alles, Tante Katharina.«

»Ach Unsinn, gern geschehen. Aber nun komm, ich will dir noch das Porträt meiner Mutter zeigen, bevor wir schlafen gehen.« Und sie führte Irene in einen kleinen kahlen Raum mit einem großen Fenster nach Norden, vor dem jetzt die Nacht stand. Eine hoch-

wattige Lampe hing von der Decke, und darunter stand die Staffelei mit dem beinahe vollendeten Porträt darauf. Irene unterdrückte einen kleinen Schreckenslaut. Das Gesicht glich dem ihren zum Verwechseln, aber nicht das ließ sie zurückweichen, sondern die Augen – die Augenhöhlen waren leer.

»Ihre Augen waren seltsam«, sagte Katharina ruhig neben ihr, »aber vielleicht ist das auch nicht verwunderlich. Ihr Leben war sehr schwer, und am Ende –«, sie stockte, »am Ende tötete sie unseren Vater.«

Irene spürte, wie sich ihr ganzer Körper mit Eiseskälte überzog.

»Eine Mörderin, nein, das war sie nicht«, sagte Katharina, »obwohl man ihr den Prozeß machte. Aber man mußte sie von aller Schuld freisprechen, denn sie hatte aus Notwehr gehandelt. Er quälte sie, er war sehr jähzornig, und das schlimmste war, daß er uns Mädchen schlug, besonders als wir noch klein waren und uns weder wehren noch zu verstecken verstanden. Und oft genug konnten wir tagelang nicht mit anderen Kindern spielen, und oft genug konnten wir nicht in die Schule gehen, weil wir so zerschunden waren.«

»Aber ihr habt doch Nachbarn gehabt, mitten in einem Dorf gelebt – hat sich denn niemand um euch gekümmert, um deine Mutter und euch?«

»Ach, Irene, das war noch zu einer Zeit, da Kinder regelmäßig Prügel bekamen; die Nachbarn schauten einfach weg und hielten sich die Ohren zu. Und außerdem, vergiß nicht, unser Vater war lange Zeit der Bürgermeister, obwohl er nicht einmal der reichste Bauer im Ort war. Ich glaube, jeder hatte Angst vor ihm.«

»Wie – wie hat sie es getan?« fragte Irene, und die Eiseskälte kroch unter ihre Haut und umklammerte ihr Herz.

»Vater hatte immer eine geladene Schrotflinte im Schlafzimmer. Bei all seiner Stärke und Brutalität war er ein furchtsamer Mann. Und als er deine Mutter einmal nahm und ihren Kopf immer wie-

der gegen den Herdriegel schlug, nur weil sie ohne seine Erlaubnis ein Plätzchen von ihrem Weihnachtsteller genascht hatte, da hielt unsere Mutter es wohl nicht mehr aus. Ich weiß noch, sie rief: ›Laß von ihr ab, laß von ihr ab!‹ Er tat es nicht, bis deine Mutter zu Boden fiel, und dann wandte er sich um und sagte: ›Für heute hat das Balg genug. Es wird nichts mehr stehlen.‹ Und da nahm unsere Mutter ganz ruhig das Gewehr und erschöß ihn.«

»Mein Gott, meine Mutter hat uns nie was davon erzählt.«

»Warum auch? Sie war ja noch so klein. Und vielleicht hat sie es sogar ganz vergessen. Ich meine, so eine Erinnerung kann man ja verdrängen. Denn unsere Mutter trug sie sofort aus dem Haus und zum Pfarrer, und ich lief hinterher. Und beim Pfarrer blieben wir, bis die Beerdigung vorbei war und noch die Wochen lang, bis Mutter aus dem Gefängnis kam. Und da war keine Spur mehr von unserem Vater in unserem Haus. Und da wir nur Angst vor ihm gehabt hatten, waren wir Kinder froh und fragten nicht einmal mehr nach ihm. – Aber jetzt werde ich Mutters Augen malen können, denn jetzt erinnere ich mich wieder, daß sie wie die deinen waren, ja, ganz genauso, gut und immer lieb mit uns und nur ein bißchen traurig.«

»Eine bittere Geschichte«, sagte Irene.

»Sie ist lange her«, antwortete Katharina. »Ich hoffe, ich habe dich nicht erschreckt. Ich meine, ich hätte lieber schweigen sollen, nicht wahr? Aber es kam so über mich – ich weiß auch nicht, warum.« Und sie schaute Irene an, und Irene war es, als wisse Katharina alles über sie und ihr verpfushtes unglückseliges Leben, und am liebsten hätte sie nun davon gesprochen, aber sie hatte es noch nie tun können. Noch nie, nie.

Immer würde Irene später denken, daß die zwei Wochen, die sie bei Katharina verbrachte, die schönsten ihres Lebens gewesen waren,

weil sie so ruhig und gemächlich dahinfließen.

Katharina arbeitete an dem Porträt ihrer Mutter wie eine Besessene oder wie jemand, der spürt, daß ihm nicht mehr viel Zeit beschieden ist. Gern ließ sie es zu, daß Irene sich um die Vierzimmerwohnung kümmerte, die Mahlzeiten kochte – was ihr übrigens viel Spaß machte –, zu Einkäufen in die kleinen Läden in der Gegend ging, immer in ihrem unauffälligen dunkelblauen Mantel und dem Hut, unter dem sie ihr auffälliges Haar verstecken konnte.

In den Läden bekam sie bald den Spitznamen die ›Betschwester‹, aber das war ganz und gar nicht böse gemeint, denn Irene war immer freundlich und liebenswürdig, und bald bekam sie beim Metzger das beste Stück Fleisch und im Kramladen gleich daneben das frischeste Gemüse.

Katharina verfügte über eine umfangreiche Bibliothek, deren vielgelesene Bände bei den Klassikern anfangen und den besten Werken moderner Autoren in Englisch, Französisch und Deutsch endeten.

Wenn das Wetter es zuließ – und es war ein freundlicher Sommer, nicht schwül und drückend, wie man das im Rheintal gewöhnt ist –, lag Irene viele Stunden auf einer Decke unter dem Ahornbaum im Garten, und zum erstenmal in ihrem Leben erfuhr sie, wieviel Anregung und Freude man aus Büchern gewinnen kann.

Hin und wieder wagte sie sich auch mit Katharina in eine Abendvorstellung eines Kinos, wenn dort ein guter Film gegeben wurde. Und auch das war neu für sie, denn Jim hatte sich, beispielsweise im Fernsehen, nur die knallharten Western angeschaut oder aber in privaten Vorstellungen, zu denen er sie zwang, mitzugehen, Pornostreifen, die ihr übel machten.

Irene versuchte sich sogar am Klavierspiel, denn Katharina besaß ein schönes altes Klavier, und tatsächlich gelangen ihr bald Tonfolgen und Melodien, seltsamerweise meist Kinder- und Wiegenlieder aus ihrer Kindheit, die sie längst vergessen zu haben glaubte.

›Du bist talentiert‹, sagte Katharina dann oft und unterbrach ihre

Arbeit an dem Porträt. »Du solltest Stunden nehmen. Ich kenne einen alten pensionierten Musiklehrer; ihm würde es Freude machen, dich zu unterrichten.«

Aber Irene sagte dann: »Bitte nicht. Es macht mir einfach Freude, so zu spielen, und du weißt doch, fremde Menschen machen mir ein bißchen Angst.«

Und Katharina nickte und sagte: »Wie du willst. Ich will dich ja zu nichts zwingen.«

Einige Male lud Katharina Freunde zum Abendessen ein – beim erstenmal entschuldigte Irene sich mit Kopfschmerzen. Beim zweitenmal brauchte sie keine Notlüge mehr.

»Bitte versteh, daß ich mich um meine Freunde kümmern muß«, sagte Katharina. »Sie haben mir über viele Jahre Halt und Freude gegeben. Obwohl ich jetzt«, und da lachte sie auf ihre leise Art, »am liebsten immer mit dir allein wäre.« Und zum erstenmal las Irene in den alten und doch so jungen Augen die ängstliche Frage: Wann wirst du mich wieder verlassen? Spontan schloß sie Katharina in ihre Anne und sagte: »Ich bleibe so lange bei dir, wie du mich haben willst.«

»Oh, das müssen wir feiern«, rief Katharina glücklich, und sie holte eine Flasche Champagner, und bald scherzten und alberten sie miteinander, als wären sie beide ganz junge Mädchen, die zum erstenmal den prickelnden Reiz dieses Getränkes genießen.

Als das Porträt vollendet war, trug Katharina es in das kleine Gästezimmer, das Irene als die einzige wirkliche Heimat erschien, die sie jemals besessen.

»Wenn es dir gefällt, so soll es dir gehören«, sagte Katharina, zwischen Scheu und Stolz schwankend, denn es war ein sehr gutes Bild geworden, das wußte sie selbst.

Und sie hängte es über dem kleinen Schreibtisch auf, der dem Bett genau gegenüber stand, und Irene wußte, sie würde von nun an nicht mehr einschlafen können, solange auch nur der kleinste

Lichtschimmer noch in die Augen ihrer Großmutter fiel.

Denn sie las all das darin, was sie über so viele, viele Jahre stumm und verschlossen in sich selbst getragen hatte.

Das aber sagte sie natürlich nicht.

Wenige Tage später bekam Katharina leichtes Fieber. Sie nahm Aspirin dagegen, das Fieber blieb.

»Bitte, laß uns einen Arzt rufen«, bat Irene.

»Kind, lebst du auf dem Mond?« sagte Katharina mit einer an ihr ungewohnten Schärfe. »Unsere Ärzte sind so überlastet, die machen wegen einem bißchen Fieber keinen Hausbesuch mehr. Und ich will in keinem überfüllten Wartezimmer sitzen, wo ich mir wer weiß was für eine Krankheit einfangen kann.«

Das Fieber stieg zwar nicht, aber Katharina aß mit weniger und weniger Appetit, obwohl sich Irene nun besondere Mühe bei der Zubereitung der Speisen gab.

Und dann, eines Morgens, kam Katharina nicht zum Frühstück.

Als Irene ihr eine Tasse heiße Milch mit Honig bringen wollte, lag die alte Frau still und reglos in ihrem Bett.

»Tante Kathy!«

Ein leichtes Lächeln lag um die blassen Lippen und auch in den Winkeln ihrer Augen, aber sie antwortete nicht.

»Tante Kathy!« Irene stellte schnell die Milch auf den Nachttisch und kniete neben dem Bett nieder, und als sie die kalten Hände berührte, wußte sie, daß Katharina tot war.

Irene konnte nicht weinen; sie preßte nur ihr Gesicht auf die kalten Hände und dachte: Nein, nein, nein. Bitte, bitte, wach doch wieder auf. Bitte.

Sie zitterte am ganzen Körper.

Aber nach einer Weile ließ das Zittern nach, und sie konnte sich wieder aufrichten und aufstehen.

Sie zog die Vorhänge des Fensters zu, die sie bei ihrem Eintritt geöffnet hatte.

Sie ging in die Diele, nahm den Schlüssel der Wohnungstür von dem kleinen hölzernen Bord neben dem Kleiderständer.

Sie stieg in die erste Etage hinauf, wo ein älteres Ehepaar wohnte, beide ehemalige Studienräte.

Der alte Herr öffnete ihr.

Ein Blick in Irenes Gesicht genügte ihm. Er faßte stützend nach ihrem Ellenbogen. »Ihre Tante?« fragte er, und Tränen traten ihm in die Augen, aber seine Stimme blieb fest.

Sie nickte nur.

»Ich komme mit Ihnen nach unten.«

Und er war es dann, der den Arzt rief, und der Arzt stellte Herzversagen fest, und der alte Studienrat sagte: »Ja, sie litt schon lange unter Herzbeschwerden. Meine Frau und ich haben ihr so oft geraten, doch ärztliche Hilfe zu suchen, aber sie sagte darauf immer nur lächelnd: ›Wenn es an der Zeit ist, werde ich nicht ungern von dieser Welt gehen.‹ Und Sie«, er neigte leicht seinen Kopf in Irenes Richtung, »haben ihr die letzten Wochen auf eine sehr gute und liebenswerte Weise verschönt.«

Die nächsten Tage waren für Irene, als watete sie ständig durch kaum zu durchdringenden Nebel.

Da waren die Vorbereitungen für die Beerdigung und dann die Beerdigung selbst. Es kamen viele ältere Leute mit einem seltsam stumpfen Gesichtsausdruck, wie es ihr schien. Niemand weinte, es gab keine rührseligen Szenen.

Es gab keinen Leichenschmaus, denn Irene fand diese Sitte so abscheulich, daß sie sich nicht dazu hatte durchringen können.

Mit dem älteren Ehepaar aus dem Haus fuhr sie vom Friedhof im Taxi zurück. Und diese beiden bat sie in die Wohnung.

Sie goß aus einer Flasche ein wenig Portwein in kleine, sehr alte Kristallkelche.

Und sie tranken dieses eine Glas im Andenken an eine Frau, die sie alle drei, jeder auf seine Weise, geliebt und verehrt hatten.

Der alte Herr hüstelte ein wenig und sagte dann: »Sie hat diese Wohnung sehr geliebt, und ich glaube, sie würde wünschen, daß Sie hierblieben.«

Und Irene versuchte es.

Aber ohne Katharina wurde die Wohnung leerer und leerer und kälter und kälter.

Und schließlich tauchte ein Hausverwalter auf und beschied ziemlich barsch und unfreundlich, daß der Mietvertrag nicht verlängert werden könne, die Wohnung schon anderweitig vergeben sei und Irene sie binnen einer Woche von den Möbeln und sonstigen Besitztümern der Verblichenen zu räumen und selbstverständlich ›dat Malzimmer‹ zu renovieren habe.

Irene ertrag dies stumm, wie sie schon vieles in ihrem Leben ertragen hatte. Aber was sollte sie mit Katharinas Möbeln tun, dem Geschirr, ihren Bildern, ihren Kleidern?

Und wieder kam ihr der alte Studienrat zu Hilfe.

Er schien traurig zu sein, daß sich die Dinge so entwickelt hatten.

»Wir müssen nachschauen, ob sich irgendwo ein Letzter Wille befindet«, sagte er. »Es täte mir sehr leid, wenn wir irgend etwas unternähmen, das Ihre Tante nicht gewollt hätte.«

Und sie fanden tatsächlich einen Brief, der an Irene adressiert war; in ihrer Schrift war die Schwäche der alten Frau zu erkennen, und der Brief war auch nur kurz.

»Meine liebe Irene,

ich spüre, daß der Tag nicht fern ist, da ich fortgehen werde. Wohin? – Wenn es einen Ort jenseits dieser Welt gibt, wo ich meinen Dieter wiedersehen könnte, wäre ich die glücklichste Frau. Aber wer weiß das schon, und ich wage es kaum zu hoffen.

Du aber, mein liebes Kind, bist noch jung, und Du sollst hoffen, und

eines Tages wirst Du mit dem Mann Deiner Wahl gewiß sehr glücklich werden.

Du gabst mir den Eindruck, daß Du dich bei mir wohl fühltest, und daher bitte ich Dich, nimm von den Dingen, die ich hinterlasse, was Dir lieb geworden ist.

Bitte, schenke das Kristall Herr und Frau Courtz, die über mir wohnen, guten Freunden, die mir, bevor Du kamst, viele lange Stunden verkürzt haben. Mit den restlichen Dingen verfare, wie Du es für richtig hältst. In meinem Nachtkasten findest Du einen Anhänger mit einem Aquamarin; er gehört zu dem Ring, den ich Dir zur Hochzeit sandte. Beides hat mir Dieter einst geschenkt. -

Grüße Deine lieben Eltern und Deine liebe Schwester von mir. Ich umarme Dich in Gedanken wie eine Mutter ihre Tochter,

Deine Katharina.«

P.S. »Höre niemals auf zu hoffen. Niemals, hörst Du!«

Der alte Herr weinte, als Irene das Kristall vorsichtig auf einem Tablett zu ihm und seiner Frau in die Wohnung trug.

Seine Frau warf einen sehnsüchtigen Blick auf das kleine alte Klavier, als sie Irene beim Einpacken der Bücher und anderen Dinge half, und Irene schenkte es ihr.

Irene ließ die Möbel bei einer Speditionsfirma einlagern, Katharinas Kleider gab sie an ein Altenheim.

Das Porträt ihrer Großmutter packte sie in einen passenden Aktenkoffer, den sie dafür kaufte.

Katharinas Aquamarin trug sie an einem Silberkettchen unter ihrem Kleid.

Sie besaß noch genügend Geld, um in einer kleinen Pension nahe dem Zoo ein Zimmer für eine Woche im voraus zu bezahlen.

Sie beschloß, sich eine Arbeit zu suchen. Etwas Unauffälliges sollte es sein. Und sie fand eine Stellung als Serviererin in einer kleinen Pizzeria, in der fast ausschließlich lustige und manchmal lärmige

Italiener mit ihren Familien verkehrten.

Und noch einmal glaubte sie sich sicher.

Aber ihre Sicherheit währte nicht lange.

Das Netz, in das sie vor sechs Jahren geraten war, hatte einst nur Hauptstädte umspannt, nun aber war es weiter ausgeworfen worden, und gleichzeitig war es engmaschiger geworden.

Man hatte sie nur in Ruhe gelassen, weil für den Moment keine Aktionen geplant waren, wie es im Fachjargon jener Leute hieß, aber nun war die Zeit gekommen, da man es für richtig hielt, daß dies ein heißer wilder Sommer werden sollte.

Und als Irene eines Abends in der Pizzeria, die wie üblich überfüllt war, die Bestellungen aufnahm, den Karaffenwein brachte, die hochgefüllten Platten mit Spaghetti à la Bolognese und à la Roma und die Cannelloni und die in Olivenöl gesottenen Tintenfische, da hörte sie die vertraute Stimme des Dunklen plötzlich, der in einer schattigen Nische saß, die Augen hinter einer Sonnenbrille verborgen, den Kopf so haltend, daß sie nur seine scharfgebogene Nase sehen konnte.

»Du hast es nicht nötig, dich so abzurackern, meine Liebe!«

Sie blieb wie erstarrt stehen.

»Presto, presto, Irena!« rief es aus der Küche, und sie eilte schnell weiter.

Aber ihre Knie zitterten, und die Signora sagte: »Was ist? Siehst aus wie eine Leiche.«

»Die Hitze, der Lärm.«

»Trink einen Grappa!« Und schon hielt Irene ein kleines Glas mit dem scharf riechenden Schnaps in ihrer Hand und trank es auf einen Zug leer, und sie lief weiter, servierte, presto, presto, und sie schaute nicht ein einziges Mal in die Richtung des Dunklen, aber sie spürte sehr genau, daß er sie nicht aus den Augen ließ.

Der Dunkle ging, bevor die Pizzeria um zwölf Uhr nachts geschlossen wurde, und Irene dachte: Ich bin ihm entkommen. Aber sicher war sie nicht.

Und sie bat die Signora: »Bitte, kann ich heute nacht hier schlafen? Ich habe meinen Hausschlüssel vergessen und nach zwölf macht niemand in der Pension mehr auf. Die haben da Angst vor den Rockern, wissen Sie.«

»Wo willst du schlafen?« Die ganze Familie, der Vater, die beiden Söhne, die Tochter, die Mutter, umringten Irene.

»Ich stell' mir zwei Stühle zusammen. Das geht ganz gut.«

Einer der Söhne sagte: »Sie kann bei mir schlafen!« Und alle lachten, denn Gino war erst vierzehn.

»Oder bei mir!« rief der Vater, und seine Frau gab ihm einen Klaps auf den Mund.

»Paolo bringt dich nach Hause«, entschied die Signora, »und er wird dafür sorgen, daß man dir aufmacht, deine Pension.«

»Nein, bitte nicht. Verstehen Sie doch. Da war auch ein Mann heute im Lokal, und vor dem habe ich Angst.«

Die dunklen Augen um sie her verengten sich. Angst, die verstanden sie, denn zahlten sie nicht schon seit langem Schutzgeld, ohne je ein Wort darüber zu verlieren, an jene, die nichts anderes taten, als eben das Schutzgeld zu kassieren und in dicken Wagen herumzukutschieren, so, wie es auch zu Hause gewesen war?

»Also gut«, entschied die Signora, »du kommst mit uns nach oben, und du schläfst mit Silvana in ihrem Bett.« Und zu ihren Männern sagte sie: »Laßt alle Gitter herunter und schließt doppelt ab!«

Silvana maulte zuerst, weil sie ihr Bett teilen sollte, aber Irene nahm sich nur eine Decke und wickelte sich darin ein und legte sich auf den Boden. Und bald schlief sie über den geflüsterten Geständnissen des Mädchens über ihre leidenschaftliche Liebe zu einem blonden Deutschen ein, oh, wie der küssen konnte, oh, wie

hell die Mondnächte in seinen Armen waren, oh, wie schlimm es wäre, würden die Eltern davon erfahren und ihre Brüder gar...

Am nächsten Morgen explodierte eine kleine Bombe vor der Pizzeria; die Scheiben gingen in Scherben. Niemand wurde verletzt.

Familienrat wurde abgehalten.

Schließlich sagte der Vater und richtete sich hoch auf und zog seinen Bauch ein, um sich mehr Würde und seinen Worten mehr Nachdruck zu verleihen: »Irena, wir haben dich eine Nacht lang geschützt. Aber verstehe, daß wir nicht mehr tun können. Du mußt gehen. Wir bitten dich, obwohl unser Herz blutet, geh. Und geh schnell und komme nie mehr hierher.«

Und Irene ging. In der Pension wartete der Dunkle auf sie und gab ihr einen verschlossenen Umschlag und zweitausend Dollar und sagte zynisch: »Damit du uns nicht für kleinlich hältst. Aber es ist besser, wenn du vernünftig bist, nicht wahr? Heute morgen sind nur Fenster zu Bruch gegangen. Das nächste Mal könnte es auch etwas anderes sein.«

7

Niemand hätte das Haus der Braunbachs verfehlen können – wegen seiner Lage und weil es das schönste im Dorf war. Aber obwohl nun endlich nach knapp drei Wochen die Fensterläden und hier und da ein Fenster geöffnet waren, wirkte es verschlossen und abweisend.

Werner empfand es ganz deutlich, aber er gab sich einen innerlichen Ruck und betrat den Vorgarten.

Als er die Hand zur Messingklingel ausstreckte, wurde die Haustür schon geöffnet.

Ein hochgewachsener Mann in einem dunklen Lodenanzug, der viel zu warm für die Jahreszeit war, stand dort. Seine Augen blickten streng, seine Stimme war ohne jede Spur von Höflichkeit: »Was wollen Sie?«

»Mein Name ist Holt, Werner Holt. Ich bin ein Freund von Irene.«

In den Augen des Mannes zuckte etwas Undeutbares auf, dann sagte er: »Sie lebt nicht hier.«

»Das weiß ich, Herr Braunbach.«

»Wer hat Sie dann zu uns geschickt?«

»Niemand.«

Die beiden Männer sahen sich an, und keiner wich einen Schritt zurück. Schließlich sagte Hans Braunbach: »Wenn Sie schon hier sind, kommen Sie rein.«

Auch im breiten Flur, der zu der dem Garten zugewandten Küche führte, hatte Werner ganz deutlich das Gefühl, das Haus ströme Abweisung aus, ja, als sei es gar nicht bewohnt – und doch lebten drei Menschen hier.

Hans Braunbach warf die Küchentür auf.

»Besuch, Mutter«, sagte er nur.

Am Herd hantierte eine schlanke, zierliche Frau, die, als sie sich umdrehte, so aussah wie Irene, wenn sie einmal alt sein würde.

Aber auch in ihre Augen floß keinerlei Höflichkeit, keinerlei Freundlichkeit. Und sie blieb stumm.

»Er hat nach Irene gefragt«, sagte Hans Braunbach.

»Sie lebt nicht hier«, sagte seine Frau.

»Das habe ich ihm auch schon erzählt.«

»Was will er dann hier?«

»Das weiß ich nicht.«

»Warum hast du ihn nicht einfach weggeschickt?«

Hans Braunbach zuckte die Schultern, setzte sich an den Küchentisch. »Früher oder später mußte ja wohl mal jemand kommen, der nach ihr fragen würde. – Setzen Sie sich, Herr Holt.«

Werner setzte sich Irenes Vater gegenüber an den Küchentisch.

»Ich habe Irene in Berlin kennengelernt«, begann er, »wir haben uns auf Anhieb sehr gut verstanden, und ich möchte Ihre Tochter heiraten. Aber sie ist aus Berlin verschwunden, über Nacht. Nur durch Zufall hatte meine Mutter erfahren, daß in Irenes Paß dieser Ort, Friend's Farm, als Wohnort eingetragen ist. Deswegen bin ich hierhergekommen, in der Hoffnung, daß Sie mir helfen werden, Irene zu finden.«

Nun kam auch Irenes Mutter zum Tisch und setzte sich.

»Wir wissen nicht, wo sie ist. Seit sechs Jahren haben wir sie nicht mehr gesehen.«

»Irene besucht Sie nicht? Sie schreibt Ihnen nie?«

Hans Braunbach schüttelte den Kopf, seine Frau ebenfalls.

»Aber sie ist doch Ihre Tochter.«

»Wir haben seit damals keine Verbindung mehr mit ihr.«

»Was ist damals passiert?«

Die Braunbachs starrten beide vor sich auf den Tisch.

»Vor sechs Jahren haben wir Irene zum letztenmal in New York gesehen. Seither wissen wir nichts mehr von ihr.«

»Sie wollen nichts mehr von ihr wissen?« fragte Werner.

Die beiden antworteten nicht.

»Hat sie irgend etwas angestellt? Ist damals irgend etwas passiert, was Sie nicht gutheißen?«

Die Braunbachs blieben stumm.

»Wir sind Irene dankbar für dieses Haus«, sagte Hans Braunbach schließlich. »Sie hat uns die Anzahlung darauf ermöglicht, und dann haben wir mit unseren Händen und unserem Kopf etwas da-

raus gemacht. Wenn sie hierherkommt, werden wir ihr nicht die Tür weisen, das können Sie ihr sagen, falls Sie Irene wiedersehen.«

»Irene nennt sich Blessing. War – ist sie verheiratet?« fragte Werner.

»Sie ist Witwe«, sagte Hans Braunbach.

»Hat sie vielleicht ihren Mann umgebracht? Ist es das?« Werner grinste; es sollte ja ein Scherz sein.

Die Braunbachs starrten ihn nur an.

»Es ist besser, Sie gehen jetzt.«

»Natürlich«, sagte Werner und stand auf. »Es tut mir leid, daß ich Sie gestört habe.«

Die Braunbachs blieben am Tisch sitzen, während er das Haus verließ. Als er die Haustür hinter sich schloß, meinte er von dort hinten, aus der Küche, ein Aufschluchzen zu hören. Aber das bildete er sich wohl nur ein.

Zu solchen Eltern würde mich auch nichts hinziehen, dachte er, und ihm fiel ein, was der Barman Eddy über Irenes Schwester gesagt hatte. Arme Doris ...

Als Werner Friend's Farm hinter sich ließ, war es ihm, als kehre er aus einem anderen Jahrhundert in die Gegenwart zurück.

Eine Frau wie Irene konnte dort nicht leben, das war ihm klar.

Er hörte ein unterdrücktes Husten hinter sich, dann ein Nach-Atem-Schnappen, und im gleichen Moment sah er im Rückspiegel ein kleines, herzförmiges Gesicht auftauchen, umrahmt vom gleichen dunkelroten Haar wie das Irenes.

Er trat vor Verblüffung auf die Bremse, und der Wagen kam schlitternd zum Stehen; nur gut, daß er sich noch nicht auf der Autobahn befand.

»Mann, Mädchen!« sagte er.

Sie stieg gelenkig über die Lehne auf den Vordersitz, kreuzte ihre Knie, holte noch mal tief Atem und sagte: »Ich bin Doris. Irenes Schwester.«

»Das sieht man«, sagte Werner trocken. »Und was wollen Sie in meinem Wagen?«

Sie lachte ihn mit blitzenden Augen und blitzenden Zähnen an. »Abhauen!«

»Damit ich wegen Kidnapping geschnappt werde?«

»Ich bin kein Kind mehr.«

Das sieht man allerdings, dachte er.

»Ich muß nach New York. Und niemand aus dem Dorf würde es wagen, mich mitzunehmen, denn mein Vater versteht da keinen Spaß.«

»Wie sind Sie überhaupt in meinen Wagen gekommen?«

»Während Sie in der Küche saßen, bin ich heimlich aus dem Haus. Gott sei Dank war Ihr Wagen nicht abgeschlossen. Ich werde Ihnen auch nicht zur Last fallen, Herr Holt. Erstens habe ich Geld, zweitens werde ich in New York erwartet, und drittens brauchen sie mich nur irgendwo auf der Fifth Avenue abzusetzen.«

»Aber mir paßt das nicht. Mir wäre es lieber, Sie stiegen aus und gingen zurück.«

»Nie, niemals!« Sie schüttelte den Kopf, daß das rote Haar flog. »Sie haben doch meine Eltern kennengelernt. Könnten Sie's mit denen lange aushalten?«

»Doris, steigen Sie aus und gehen Sie zurück.«

»Nein. Bitte, nehmen Sie mich mit.«

»Was wollen Sie in New York?«

»Hier.« Sie angelte hinter sich, zog eine braune vollgestopfte Schultertasche herauf, entnahm ihr einen Brief, gab ihn Werner.

»Lesen Sie schon«, sagte sie ungeduldig, als er den Umschlag zögernd betrachtete.

Er las, daß Doris Braunbach von der Sterner Agency erwartet wurde.

»Und wer ist das?«

»Eine Agentur, die Fotomodelle ausbildet und betreut.«

»Du lieber Himmell!« sagte Werner. »Fallen da immer noch alle Mädchen drauf rein?«

»Ich falle auf gar nichts herein.« Doris' Stimme klang sehr ruhig und sehr fest. »Ich will nur mein eigenes Leben führen, und ich werde es schaffen.«

»Aber wie sind Sie denn überhaupt an die Sterner-Agentur gekommen?«

»Lilith, das ist unsere Postbeamtin, hat für mich dorthin geschrieben und Fotos von mir geschickt, die sie gemacht hat. Und Sterner hat prompt geantwortet, wie Sie sehen. Die bezahlen meine Reise und meine Unterkunft. Und bei Eignung zum Modell werden sie mich kostenlos ausbilden. Wenn ich dann meine ersten Aufträge bekomme, muß ich zwanzig Prozent an die Agentur zahlen. Und das ist nur fair. – Nehmen Sie mich jetzt mit nach New York? Sie brauchen sich auch keine Gedanken zu machen, meine Eltern werden mich bestimmt nicht von der Polizei suchen lassen, und außerdem bin ich längst volljährig. Ich bin zweiundzwanzig.«

Werner ließ langsam den Wagen wieder anrollen.

»Ist Irene auch deswegen von zu Hause fortgegangen, weil Ihre Eltern so sind, wie sie sind?«

»Nein.«

Ein schneller Seitenblick von ihm, und er sah, Doris biß sich auf die vollen roten Lippen, als habe sie schon zuviel gesagt.

»Also, was ist denn mit Irene los?«

»Nichts.«

»Jetzt lügen Sie. Und wenn Sie so weitermachen, setze ich Sie doch noch aus dem Wagen.«

»Ich lüge nicht. Ich weiß nicht, was mit Irene ist. Wirklich nicht. Ich weiß nur, daß sie seit sechs Jahren keine Verbindung mehr mit uns hält.«

»Und vorher?«

»Vorher war sie verheiratet und lebte in Kalifornien.«

»Sie ist Witwe?«

»Ja.«

»Hat Irene Kinder?«

»Nein.«

»Ich habe Ihre Schwester in Berlin kennengelernt.«

»Ich weiß.«

»Sie haben mein Gespräch mit Ihren Eltern belauscht?« fragte Werner.

»Ja, natürlich!«

»Wie hieß Irenes Mann?«

»Jim Blessing.«

»Was war er von Beruf?«

»Vertreter.«

»Woran ist er gestorben?«

»An einer Lungenentzündung.«

»In Kalifornien?«

»Ja.«

»Sind Sie dessen sicher, oder haben Ihre Eltern das Ihnen nur erzählt?«

»Natürlich haben meine Eltern es mir erzählt. Ich habe Irene ja seit zehn Jahren nicht mehr gesehen.«

»Sie sind eine komische Familie, finden sie nicht? Normalerweise hält man doch Kontakt, besucht sich, schreibt sich wenigstens.«

»Hören Sie, Mister, bis vor zehn Jahren haben wir ganz mies in New York gehaust. Mein Vater war immer arbeitslos. Und meine Mutter hat meine jüngeren Brüder, zwei waren es, anderen Leuten zur Adoption gegeben. Und dann hat Irene den Jim geheiratet, und da ging es uns endlich besser. Da konnten meine Eltern raus nach Friend's Farm ziehen. Ich weiß nicht, was mit Irene passiert ist und warum sie uns nie besucht hat. Ich weiß nur, daß man durch ein Leben, wie meine Eltern es geführt haben, hart wird. Und ich will's nicht werden. Und deswegen will ich weg.«

»Na schön«, sagte Werner, »aber irgendwann einmal, zwischendurch, haben Sie da nicht doch eine Nachricht von Irene bekommen?«

Doris kaute auf ihren Lippen.

»Ja«, gab sie widerwillig zu. »Letzte Ostern. Da kam eine Ansichtskarte aus Jerusalem. Ich erinnere mich, weil Lilith die Marken haben wollte. Und deswegen erinnere ich mich auch, daß Mutter gesagt hat, Irene zöge es immer wieder dahin zurück.«

»Nach Jerusalem? Wieso ausgerechnet dahin?«

»Ich weiß es nicht.«

»Doris, versuchen Sie doch, sich zu erinnern.«

»Ich weiß es wirklich nicht.«

»Ich glaube, wenn Sie es wirklich wollten, könnten Sie mir helfen.«

»Fliegen Sie doch mal nach Jerusalem und suchen Sie mein Schwesterlein. Wer sucht, der findet!«

»Doris, falls Ihnen etwas einfällt, bitte rufen Sie mich im Hotel an. Hier ist die Telefonnummer.« Er gab ihr eine Hotelkarte.

Doris ließ sich tiefer in den Wagensitz gleiten, zog die Beine an, legte den Kopf auf die Knie und war Sekunden später fest eingeschlafen.

Werner mußte Irene finden, nur daran dachte er, als er zurück nach New York fuhr, nur daran und an nichts anderes.

Etwas war mit ihr vor sechs Jahren geschehen, das sie zu einer Flüchtigen machte.

Wovor floh sie?

Vielleicht hatte sie selbst etwas getan, was sie nicht zur Ruhe kommen ließ?

In New York wollte Werner sich gleich mit Kollegen in Verbindung setzen. Wenn sie irgend etwas über Irene Blessing wußten,

oder über ihren Mann Jim, so würde er es herausfinden.

Als er in Manhattan in die Fifth Avenue einbog, wurde Doris wach, als sei das bis in ihre Träume gedrungen.

»Da sind wir«, sagte sie, und ihre Augen blitzten schon wieder munter und unternehmungslustig.

Als Werner vor einer roten Ampel halten mußte, sprang sie aus dem Wagen, schwang ihre Tasche über ihre Schulter, winkte und rief: »Vielen Dank, Mister«, und im Anfahren sah er noch, daß sie schon im Strom der Passanten verschwunden war.

Die Braunbachs in Friend's Farm hatten kein Glück, so schien es, mit ihren Kindern.

Denn nun besaßen sie keines mehr.

Werners Nachforschungen in den Zeitungsarchiven von New York blieben ergebnislos.

Es gab einfach keine Schauergeschichte über Irene und ihren Mann, Jim Blessing.

Sollte er nach Kalifornien reisen? Aber wo dort mit der Suche beginnen?

Er war schon ziemlich verzweifelt, als nach vier Tagen plötzlich Doris ihn im Hotel aufsuchte.

»Sie sind ja immer noch hier«, sagte sie.

Er lud sie stumm, mit einer Handbewegung, zum Sitzen ein.

Sie blieb neben der Tür stehen.

»Ich habe nachgedacht«, sagte sie. Ihr Gesicht blieb vollkommen ausdruckslos. »Wenn Ihnen wirklich an meiner Schwester liegt, sollten Sie nach ihr in Jerusalem suchen.«

»Und was werde ich da finden?« fragte er.

»Das weiß ich nicht«, sagte Doris. »Darüber zerbreche ich mir schon seit Jahren den Kopf, wenn ich Zeit dazu habe. Aber eines weiß ich: Mit ihrem Mann war sie nicht glücklich. Wenn Sie mich

fragen, war das ein ganz mieser Kerl.«

»Angenommen, ich fliege nach Israel, was haben Sie davon?«

»Ich wüßte gerne, was aus meiner Schwester geworden ist.« Doris warf Werner eine kleine weiße Karte zu, sie fiel vor ihm auf den goldbraunen Teppich.

Er hob die Visitenkarte auf, sah, daß Doris es in den vier Tagen schon zu einer eigenen Adresse gebracht hatte.

»Mit zwei anderen Schülerinnen der Sterner-Agentur«, schränkte sie ein, »aber Sie können sich drauf verlassen, ich schaffe es bis ganz oben, bis zum Top!«

»Was ich Ihnen sogar glaube«, sagte er.

Doris lächelte, ganz anders als Irene, geheimnisvoll und vielversprechend.

»Suchen Sie mein liebes Schwesterlein«, sagte sie, »vielleicht sehen wir uns dann auch mal wieder.«

Zuerst meuterte die Redaktion in Hamburg, denn der Urlaub, der Werner noch zustand, war herum.

Aber er bestand darauf, noch eine Woche unbezahlten Urlaub zu nehmen. Er mußte nach Israel.

Außerdem – Israel war immer für eine Story gut.

Dem jammernden Ludwig versprach er noch zwei Flaschen Whisky und Zigaretten haufenweise und schließlich die neueste japanische Kamera, die man im Duty-free-Shop kaufen konnte.

Ludwig ließ sich schließlich erweichen, und am Tag darauf flog Werner nach Israel.

8

Irene sollte wieder mit einem der mysteriösen Umschläge nach Berlin fliegen.

Und um den Dunklen zu täuschen, bestellte sie telefonisch von der Pension aus ein Flugbillet.

Sie war sicher, daß er es auf irgendeine Weise erfahren würde, weil es ebenso gewiß war, daß er sie auf irgendeine Weise überwachen ließ. Sie ging dann zu dem kleinen Kramladen, in dem sie für Katharina und sich immer eingekauft hatte und bat, daß sie von dort aus telefonieren dürfe, da das Telefon in der Pension gestört sei.

Natürlich gestattete man das gern. Sie sah schon wieder gut aus, den schlimmsten Schock durch den Tod der Tante hatte sie wohl verwunden, nicht wahr?

Sie zwang sich zu einem Lächeln und nickte, und der Ladenbesitzer führte sie in die Hinterstube und ließ sie allein.

Das Herz klopfte ihr bis in den Hals, als sie jene Telefonnummer wählte, die der Mann ihr im Kempinski gegeben hatte, an dessen Gesicht sie sich beim besten Willen nicht mehr erinnern konnte.

Eine ruhige, tonlose Männerstimme sagte: »Ja?«

Und sie sagte: »Ich möchte Sie sehen.«

»Auf dem Domvorplatz.«

»Gut. Wann?«

»In einer Stunde. Füttern Sie die Tauben.«

»Wie erkenne ich Sie?«

»Ich verkaufe dort Blumen.«

Irene ging zu Fuß zum Dom.

Sie schaute sich oft genug um; es schien ihr, als folge ihr niemand. Sie würde den Umschlag übergeben. Und sie würde um Schutz bitten. Nur an diese beiden Dinge dachte sie.

Sie mußte doch endlich zur Ruhe kommen. Es mußte doch einen Ort geben, wo sie keine Angst mehr zu haben brauchte.

Sie fütterte die Tauben mit Maiskörnern, die sie in dem Kramladen erstanden hatte.

Der Blumenverkäufer näherte sich ihr.

Sie kaufte einen Strauß Margeriten.

Er sagte leise und sehr deutlich, und es war eine andere Stimme als zuvor am Telefon: »Im Domcafé werden Sie erwartet. Die Dame ist alt und liest eine englische Zeitung.«

Irene betrat das Domcafé. Sie schaute sich ein wenig suchend um, aber da hörte sie auch schon eine durchdringend hohe Stimme.

»Oh, hallo, meine Liebe!« Und die alte Dame winkte ihr mit ihrer Zeitung. Irene ging zu ihr und ließ sich von der Fremden umarmen.

Die Fremde mochte um die Siebzig sein, sie hatte violettgetöntes Haar. Sie trug eine Brille im gleichen Farbton, und ihr Tweedkostüm war in dezenten Grau- und Violettönen gehalten.

Eine richtig nette alte Dame, dachte Irene.

Sie genoß das Geplapper übers Wetter, sie genoß den Tee, der sofort serviert wurde.

»Oh, meine Liebe, wie die Zeit vergeht! Das letztmal haben wir uns auf einer Kreuzfahrt gesehen, nicht wahr? Sie trugen so ein hübsches Abendkleid, weiße Spitze und Veilchen am Saum. Entzückend sahen Sie aus. Was für eine hübsche Tasche Sie da haben. Florenz? Natürlich! Also, ich muß Ihnen sagen, ich genieße jeden Augenblick in dieser herrlichen Stadt. So groß, so eindrucksvoll, der Dom, nicht wahr? Und so kosmopolitisch.« Und inzwischen hatten die alten kleinen zarten Hände das Geheimfach von Irenes

Tasche geschwind gefunden und geleert. Und die verblaßten blauen Augen zwinkerten ihr liebenswürdig zu. »Wohin führt Sie Ihre nächste Reise, meine Liebe?«

»Nach Berlin.«

»Ah, das Kempinski. Ich kannte es schon in den zwanziger Jahren. So elegant. Man sagt, Stalin habe das Silber des Kempinski gestohlen und es auflegen lassen, wenn er ausländische Gäste hatte. Ist das nicht köstlich?«

»Ich brauche Schutz«, sagte Irene leise.

»Aber, meine Liebe, eine junge Frau wie Sie braucht immer Schutz in diesen bösen Zeiten, nicht wahr? Oh, selbst in meinem Alter kann man sich kaum noch allein auf die Straße wagen, nicht wahr?«

»Verstehen Sie doch.«

»Aber ich verstehe Sie genau« – ein Blick auf eine mit Brillanten besetzte Armbanduhr –, »reisen Sie ohne Sorge. Wissen Sie was? Ich fliege einfach mit Ihnen. Ich brauche nur eine Kleinigkeit aus meinem Zimmer. Bis gleich –« Und damit entschwand die reizende alte Dame. Und Irene wartete und wartete, bestellte noch einen Tee, rauchte ziemlich unbeherrscht, was sie sich sonst nicht gestattete, und schließlich ging sie enttäuscht. Auf dem Bahnhofsvorplatz wurde sie von einem Taxi angefahren.

Irene erwachte in einem weißen Zimmer. Es wurde nur von einer kleinen matten Birne über der Eingangstür erhellt.

Der Dunkle saß an ihrem Bett.

»Wo bin ich?«

»Im Krankenhaus.«

»Ich möchte sterben«, sagte sie. »Endlich sterben.«

»Wir brauchen dich noch, und du wirst uns nicht mehr entkommen.«

»Ich kann nicht mehr.«

»Du kannst sehr wohl noch.«

»Ich bin am Ende.«

»Du hast eine kleine Gehirnerschütterung, das ist alles.«

»Ich bringe mich um.«

»Das wirst du nicht tun, denn wir passen auf dich auf.«

Sie tastete zum Nachttisch. Da mußte doch eine Klingel sein.

»Laß das«, sagte er. »Es wird ohnehin niemand kommen. Ich bin schließlich als dein Bruder da.«

»Ich hasse Sie. Ja, und ich werde hingehen und gestehen –«

»Nichts wirst du tun, außer uns zu gehorchen.«

»Nein. Nie mehr. Ich will nicht mehr.«

»Dann werden wir deinen Freund hops nehmen.«

»Ich habe keine Freunde.«

»Werner Holt.«

Sie schloß die Augen, sie preßte fest die Lippen zusammen, um nicht aufzuschreien.

»Siehst du«, sagte er, »du entkommst uns nicht. Oder möchtest du, daß dein Freund Werner Holt eines frühen Todes stirbt? Oder vielleicht zuerst seine Eltern?«

»Warum quälen Sie mich so? Sind sechs Jahre nicht genug gewesen?«

Er lachte. Sie hatte ihn noch nie lachen gehört.

»Man wird mich in Zukunft vor Ihnen schützen. Ich bin – ich habe das Material weitergegeben.«

»Damit hatten wir gerechnet«, sagte er verächtlich. »Glaubst du im Ernst, wir wüßten nicht, wie Menschen wie du reagieren?«

»Bitte, ich kann nicht mehr. Bitte, lassen Sie mich doch in Ruhe.«

»Du wirst jetzt schlafen«, sagte er, »und morgen bin ich wieder da.« Er zwang mit seiner linken Hand ihren Mund auf, ließ sie eine weiße Kapsel schlucken, und das Licht um sie her wurde schnell noch matter, und bald sah sie überhaupt nichts mehr.

Werner darf nichts passieren, dachte sie noch, dann schlief sie ein.

Als sie erwachte, war ihr Bewußtsein ganz klar, und sie fühlte sich seltsam leicht und ausgeruht – wie seit langem nicht mehr.

Sie verschränkte die Hände in ihrem Nacken und ließ ihren Blick durchs Zimmer wandern.

Da entdeckte sie das Gitter vor dem Fenster.

Und da fing sie an zu zittern. Sie schwang die Beine aus dem Bett, sie schwankte ein wenig, aber sie schaffte die wenigen Schritte bis zum Fenster.

Sie schaute in einen Garten hinunter, in dem Menschen, Männer und Frauen und sogar Kinder, wie es schien, geruhsam spazieren gingen – aber sie waren alle in hellblaue Kittel gekleidet, die auf dem Rücken mit Bändern geschlossen waren, und an den Füßen trugen sie Schuhe aus Stoff.

Irene öffnete das Fenster, doch obwohl diese Menschen über Kieswege wandelten, war nicht der geringste Laut ihrer Schritte zu hören.

Plötzlich begann eine alte Frau zu tanzen. Sie hob ihre Arme in einem Bogen über den Kopf, wiegte ihre Hüften. Niemand der anderen beachtete sie, bis sie gellend zu lachen und kreischen begann. Dann waren plötzlich zwei Pfleger da, die sich zuvor offensichtlich im Schatten der Bäume und Sträucher gehalten hatten. Sie nahmen die alte Frau zwischen sich und brachten sie ins Haus.

Irene bedeckte ihre Augen mit den Händen, sie war also in einer Nervenheilstalt. Und wie sie den Dunklen kannte, würde sie hier nicht mehr herauskommen – es sei denn, sie beugte sich wieder seinen Befehlen.

Eine junge vietnamesische Schwester brachte ihr nach einer Weile das Frühstück. Sie zwitscherte: »Guten Morgen, haben Sie gut ge-

schlafen? Soll ich Ihnen beim Bad und Frisieren helfen?»

»Ich will den Arzt sprechen. Den Oberarzt.«

»Aber gewiß, Madame, gewiß. Der Herr Doktor wird ganz gewiß später nach Ihnen schauen.«

»Nicht später. Jetzt!«

»Aber der Herr Doktor hat auch andere Patienten zu versorgen. Er –«

Irene fegte mit einer einzigen Handbewegung das Frühstückstablett vom Tisch.

Die junge Pflegerin wich zur Tür zurück, sie hatte jetzt beinahe runde Augen vor Angst.

Und dann war schon eine andere, ältere, breitgebaute Schwester da.

Sie sagte: »Nun, nun, wer ist denn hier so unartig?«

Und sie packte Irene und zog sie zum Bett. Jetzt bemerkte Irene, daß daran Lederschlaufen befestigt waren, und damit wurden nun ihre Fuß- und Handgelenke an die Bettpfosten gefesselt.

»Ich will den Arzt sehen«, sagte Irene und zwang sich, ruhig zu sprechen. »Ich bin weder krank noch verrückt, und Sie halten mich gegen meinen Willen hier fest. Das ist Freiheitsberaubung, das ist ungesetzlich.«

»Beruhigen Sie sich, niemand wird hier gegen seinen Willen festgehalten. Ihr Bruder selbst hat Sie hier eingeliefert. Es ist zu Ihrem eigenen Guten, das wissen Sie doch selbst.«

Ein Arzt kam, ein Vietnameser wie die junge Pflegerin.

»Nun, nun«, sagte auch er, »Sie sollten sich wirklich nicht so erregen, gnädige Frau. Das bessert doch nichts. Sie befinden sich nervlich in einem sehr besorgniserregenden Zustand. Das wissen Sie doch selbst, nicht wahr?«

»Ich bin in einem vollkommen normalen Gesundheitszustand, und ich werde hier gegen meinen Willen festgehalten. Und dieser Mann, der mich hier eingeliefert hat, ist nicht mein Bruder. Er

ist –«

»Frau Blessing, Ihre Antworten zeigen mir, wie verwirrt Sie noch sind. Ein paar Tage Ruhe bei uns und die richtige medizinische Behandlung werden Ihnen guttun, so glauben Sie mir doch.«

»Ich glaube Ihnen überhaupt nichts. Ich glaube nur, daß auch Sie aus irgendwelchen Gründen in den Diensten des Mannes stehen, der mich zu Ihnen gebracht hat.«

Der Arzt lächelte das höfliche, ausdruckslose Lächeln des Orientalen. »Ich werde Ihnen nun eine kleine Injektion geben, zur Stärkung Ihrer Nerven, und Sie werden sehen, danach werden Sie sich wieder ruhiger fühlen.«

»Ich bin ruhig«, schrie Irene und bäumte sich auf und warf sich hin und her, soweit es ihre Fesseln zuließen.

Aber sie konnte der Injektion nicht ausweichen.

Danach sah sie, wie sich das Zimmer mit rosigen Muscheln füllte, die sich öffneten, bis Perlen aus ihnen regneten. Und später kam ein düsterer Gewittersturm, sie fühlte peitschenden Regen auf ihrer Haut und eisigen Wind.

Wiederum später füllte sich das Zimmer mit einem bernsteinfarbenen Licht, und ihr war, als schwebe sie mittendrin, schwerelos.

Das war schön, das war gut, sie fühlte sich wieder wohl. Sie hatte keine Probleme mehr – die Wahrheit war, sie konnte gar nicht mehr denken.

Der Dunkle saß wieder an Irenes Bett. Er hatte ihr Rosen mitgebracht, die die kleine vietnamesische Helferin in einer Vase ordnete und auf den Tisch stellte.

Irene sagte: »Ich mag keine Rosen, nehmen Sie sie mit hinaus.«

Das Mädchen schaute den Dunklen unsicher und ängstlich an, aber er nickte schließlich Zustimmung.

Die Pflegerin ging hinaus.

»Das war ein kleines Friedensangebot«, sagte der Dunkle, »aber du hast es abgelehnt. Das wird auf den Arzt keinen guten Eindruck machen.«

»Ich will hier raus.«

»So wie du dich benimmst, kann das noch lange dauern.«

»Man gibt mir hier Drogen, ich weiß es. Ich will das nicht. Ich will nicht kaputtgemacht werden.«

»Dann komm zur Vernunft und wehre dich nicht länger. Wir haben Arbeit für dich.«

»Ich werde nie mehr für Sie arbeiten, lieber sterbe ich hier.«

»Ich weiß, du hast seit Tagen alle Nahrung verweigert.«

Plötzlich empfand sie rasenden Hunger und Durst. Aber sie preßte nur die Lippen aufeinander.

»Auch das wird dir nichts nützen, sondern nur schaden. Vergiß nicht, wenn du nicht gehorchst, nehmen wir uns deinen Werner Holt vor.«

»Nein!«

»Es ist sehr leicht, einen Menschen heroinsüchtig zu machen, weißt du. Man schnappt ihn sich, bringt ihn an einen ruhigen Ort, gibt ihm ein paar Shots, und schon ist es passiert.«

Sie schloß die Augen.

»Glaubst du etwa, daß wir dazu nicht fähig sind?«

»Doch«, sagte sie, »ich halte Sie zu allem fähig. Also gut. Was ist mein nächster Auftrag?«

»Du fliegst nach London, schließt dich dort einer Pilgergruppe an. Du wolltest doch immer wieder mal nach Jerusalem zurück, nicht wahr?«

Sie schauderte.

»In der Pilgergruppe wirst du in keiner Weise auffallen, und Pilger werden auch von allen behördlichen Stellen, zum Beispiel vom Zoll, bevorzugt behandelt. In Jerusalem suchst du das Geschäft an der Via Dolorosa auf, in dem Bibeln und Rosenkränze verkauft wer-

den. Dort wirst du ein Paket erhalten, nicht sehr groß, es paßt leicht in eine Reisetasche. Es wird in festliches Papier verpackt sein und die Umrisse einer Bibel haben. Deine Tasche läßt du in dem Bus, der die Pilger nach Nazareth bringen wird. Du selbst schützt plötzliches Unwohlsein vor, fährst mit einem Taxi nach Tel Aviv und fliegst mit der nächsten Maschine nach London zurück.«

»Was wird in dem Paket sein?«

»Das geht dich nichts an.«

»Ich muß es wissen. Sonst tue ich es nicht. In Zukunft will ich wenigstens wissen, an welchen Verbrechen ihr mich beteiligt.«

Er sah sie nachdenklich an. »Keine schlechte Idee.« Er wiegte den Kopf. »Damit lieferst du dich uns natürlich ganz aus.«

»Ich glaube, das ist ganz allein meine Sache. Aber ich muß die Gewißheit haben, daß weder Werner Holt noch seinen Eltern oder meiner Familie etwas Böses geschieht.«

»Solange du parierst, geschieht ihnen nichts.«

»Also, was ist in dem Paket?«

»Aufzeichnungen von militärischen Einrichtungen der Israelis.«

»Keine Bombe?«

»Keine Bombe.«

»Ist das die Wahrheit?«

»Es ist die Wahrheit.«

»Also gut, wann reise ich?«

»Morgen.«

»Unter welchem Namen?«

»Anna Gordon.«

Am nächsten Tag brachte der Dunkle ihr die Tracht einer englischen Nurse. Er gab ihr das nötige Geld und den falschen Paß auf den Namen Anna Gordon.

Der Flug nach London verlief ereignislos. Aber Irene hatte dennoch

das dumpfe Gefühl, ständig beobachtet zu werden.

Sie verließ gar nicht erst den Flughafen, in der Transithalle schloß sie sich gleich der Pilgergruppe an, die zumeist aus englischen Krankenschwestern bestand, geführt von zwei anglikanischen Priestern.

Wie schon in Köln-Wahn passierte Irene mit dem gefälschten Paß auch in London, bei der Zwischenlandung in Athen und in Tel Aviv unangefochten die Paßkontrollen.

Die erste Nacht in Israel verbrachte die Pilgergruppe in einem einfachen sauberen Hotel in Jaffa.

Am nächsten Morgen brachte der Bus sie nach Jerusalem. Sie besuchten die heiligen Stätten, und in der Grabeskirche betete Irene lange und inbrünstig, daß der Dunkle sein Versprechen halten und daß weder Werner noch seiner und ihrer Familie je ein Leid durch ihn geschehen würde.

Gegen Abend zogen sie betend und Choräle singend durch die Via Dolorosa. Ein bernsteinfarbener Himmel wölbte sich über die alte Stadt.

Einige der Pilger drängten sich schließlich in den kleinen Laden, der Heiligenbilder, Bibeln und Rosenkränze aus Olivenholz, Silber und Perlmutter feilbot.

Irene wandte sich der Ecke zu, in der große alte Bibeln in kunstvollen, mit Silber beschlagenen Einbänden angeboten wurden.

Sie tat, als schaue sie sich die Kunstwerke an. Und es dauerte nicht lange und jemand flüsterte neben ihr: »Einst kamst du aus der Wüste allein zurück. Und dies soll ein Andenken daran sein.«

Eine dunkle schmale Hand hielt ihr ein Päckchen hin, das genauso aussah wie die, in denen die anderen Pilger ihre Bibeln in Empfang nahmen.

Schließlich verließen sie den Laden und formierten sich wieder zu ihrem kleinen Zug, begannen von neuem ihre Gebete und Gesänge.

Irene hielt sich am Ende des Zuges.

Neben ihr ging eine ältere Krankenschwester, der offensichtlich

das Gehen schwerfiel. Die Knöchel über ihren einfachen schwarzen Halbschuhen waren dick geschwollen. Zwischen ihren Gebeten stöhnte sie immer wieder leise auf. Und sie war so mit sich selbst beschäftigt, daß sie gar nicht bemerkte, wie plötzlich ein koptischer Mönch sich zwischen sie und Irene schob und Irene in einen offenen Hauseingang drängte.

»Schnell«, flüsterte er und packte Irenes Arm. »Geben Sie mir das Paket. Es ist Sprengstoff drin.«

Also doch, dachte sie und schauderte. Ihr fiel nicht einmal auf, daß er fehlerloses Deutsch sprach.

Sie öffnete ihre Reisetasche, er zog rasch das Paket heraus.

»Sie sollten es in den Bus legen, nicht wahr?«

»Ja.«

»Hören Sie, warten Sie hier. Verhalten Sie sich still. Jemand anderes wird in wenigen Minuten hier sein und sich um Sie kümmern. Kehren Sie unter keinen Umständen zu den anderen Pilgern zurück.«

Sie wartete, im Schatten an die Hausmauer gelehnt, aber auch draußen war es nun dunkel geworden, und nur hier und da fiel aus einigen Läden, die Touristenandenken feilboten, noch Lichtschein.

Irene spürte, wie eine große Ruhe über sie kam. Sie war nun wieder einer anderen Macht ausgeliefert, aber dieses Mal machte es ihr keine Angst.

Denn diese Macht hatte verhindert, daß Menschen getötet wurden.

Als schließlich eine Nonne zu ihr trat und sagte: »Kommen Sie mit mir, Mrs. Blessing«, da folgte sie, ohne zu zögern.

9

Die Sonne stand schon tief im Westen. Ihre Strahlen vergoldeten die Mauern und Türme Jerusalems, der alten Stadt in den Mauern Suleimans, und der neuen, die sich dahinter erhob.

Es war ein Anblick, der Werner immer wieder tief beeindruckte und anrührte. Diese Stadt ist die Heilige Stadt dreier Religionen, des Judentums, des Christentums und des Islam, und man spürt, daß man auf heiligem Boden steht.

Es war Freitag, der Sabbat begann, und die gläubigen Juden strömten in Scharen der westlichen Mauer des Tempelplatzes, der Klagemauer, zu.

Werner sah die Männer tief versunken im Gebet sich wiegen und die Frauen mit weiten, gläubigen Gesichtern, die hier alle Alltagsorgen hinter sich ließen.

Werner überquerte den großen Platz vor der Klagemauer und tauchte in eine der engen Gassen des Basarviertels ein; alle Düfte und Gerüche des Orients strömten ihm entgegen.

Werner fand rasch das Andenkengeschäft von Ali Mohammed wieder, der ihm während des Jom-Kippur-Krieges häufig kleine, aber wichtige Informationen geliefert hatte.

Ali Mohammed hockte auf einem mit Kamelleder bespannten Schemel, vor sich auf einem Gasbrenner die Messingkanne, in der türkischer Kaffee siedete und dessen Kardamomduft das kleine Gewölbe durchzog.

»Mein Freund, wie schön, dich wiederzusehen!« rief Ali Mohammed, ein großer, kräftiger Mann mit der seidenweichen Stimme einer orientalischen Frau.

Er umarmte Werner, wie es unter Freunden üblich ist, lud ihn

zum Sitzen ein, kredenzte Kaffee in winzigen Porzellanschalen, die wiederum in kleinen Messingschalen steckten.

»Was führt dich heute hierher? Doch nicht wieder ein neuer Krieg?« Mohammed lachte glucksend.

»Nein, Ali, ganz bestimmt nicht. Nur die Suche nach einer schönen Frau.«

»Ah, welch eine lohnende Beschäftigung!« Ali spitzte seine vollen, keinem Genuß abgeneigten Lippen.

»Laß mich an der Weide deiner Augen teilhaben, mein Freund, beschreibe mir die Schöne.«

Bei Ali gab es nie einen Moment des Zögerns; er wußte, daß Werner nicht in seinen Laden kam, um dort billige oder auch teure Andenken an die Heilige Stadt zu erstehen. Er wußte ja auch, daß Werner Reporter war, eine Spürnase, wie er es bei sich nannte.

Werner beschrieb Irene, ihr herrliches kastanienbraunes Haar mit den goldenden Lichtern, ihre großen Augen, deren Farbe wechselte wie ihre Stimmungen und in denen man ertrinken konnte. Er beschrieb ihre Art zu gehen und zu sprechen; er erzählte, wie er sie kennengelernt und wieder verloren hatte, und daß sie ohne Zweifel von einem Geheimnis umgeben sei.

Ali Mohammed wiegte sich auf dem kleinen Schemel, mit halbgeschlossenen Augen seinen Kaffee laut schlürfend.

»Du zeigst mir eine der Schönen, die uns der Prophet erst im Paradies versprochen hat. Aber was tut sie hier in Jerusalem?«

»Ich weiß es nicht«, sagte Werner und berichtete, daß Irenes Schwester ihm den Tip gegeben habe, Irene hier zu suchen.

»Und das ist alles?« fragte Ali Mohammed verwundert.

»Das ist alles, mein Freund.«

Alis schwere Lider hoben sich von den Augen, es war, als rollten Jalousien hoch.

»Du erwartest keine sofortige Antwort von mir?«

»Natürlich nicht. Aber wenn du dich ein wenig umhören könn-

test? Ich werde das gleiche in der neuen Stadt tun.«

»Wo kann ich dich erreichen?«

»Wie immer im King-David-Hotel.«

Ali leckte sich die Lippen. »Wirst du mich wieder dorthin zum Essen einladen?«

Werner lachte. »Wann immer du willst!«

Ali Mohammed betrachtete das King-David-Hotel, was seinen Glauben betraf, als exterritorial; er sprach dort nicht nur mit Vergnügen der internationalen Küche zu, sondern schlürfte auch genießerisch Cocktails und Weine und Liköre, die das Mahl abrundeten. Zu diesen Essen erschien er stets in einem weißseidenen, wallenden Gewand, duftend nach Ambra und den Blütenwässern des Orients. Man konnte ihn dann glatt für einen der Ölscheichs halten, die allerdings eher in Paris und London die Erste-Klasse-Hotels unsicher machten.

Vorerst aber drängte er Werner ein Stück purpurfarbener Seide auf, die, wie er behauptete, direkt aus den Seidenspinnereien von Damaskus stammte, und riet ihm, in der ersten Nacht der Liebe die schönste aller Frauen darin einzuhüllen, damit ihre Haut wie Alabaster leuchte.

Werner bezweifelte amüsiert, daß Irene sich das gefallen lassen würde.

Er ließ sich auch noch ein Gläschen Arrak aufschwätzen, das der Prophet seinen Gläubigen erlaubt hat, wenn sie an Schmerzen der Seele oder des Körpers leiden; und Ali versicherte glaubhaft, daß ihn schon seit Tagen der Magen drücke, weil die Steuern wieder erhöht worden seien.

Den Wechsel von der Altstadt Jerusalems zu den mit lärmenden Amerikanern und Touristen erfüllten Hallen und dem Speisesaal des modernen King-David-Hotels empfand Werner wie ein kaltes

Bad.

Er aß nur ein Sandwich in der Cafeteria, ging dann auf sein Zimmer.

Er ließ sich eine Flasche Selters bringen und öffnete dann die Flasche Brandy, die er auf dem Herflug von New York duty free erstanden hatte.

Am Empfang hatte ihn Post erwartet, und diese öffnete er jetzt.

Seine Redaktion in Hamburg hatte ihm zwei Briefe nachgesandt, der eine war von Inge:

»Lieber Werner,

nach dem ersten Schock, daß es zwischen uns aus ist, bin ich jetzt ganz ruhig. Wir haben zwei schöne Jahre zusammen gehabt und sollten deswegen Freunde bleiben. Ich bin aus Deiner Wohnung ausgezogen und habe eine sehr hübsche Wohnung in einer kleinen alten Villa an der Alster gefunden. Hier auch meine neue Telefonnummer... Wenn Du wieder mal in Hamburg bist, ruf mich ruhig mal an.

Herzlich Inge.«

Werner war sehr erleichtert und froh, daß sie ihre Trennung jetzt so gelassen hinnahm, und er schrieb ihr sofort zurück, daß sie auf alle Fälle Freunde bleiben würden und sie immer als Freund auf ihn zählen könne.

Der zweite Brief zeigte die runde, junggebliebene Schritt seiner Mutter:

»Lieber Werner,

ich weiß nicht, wo Du im Moment herumschwirrst; deswegen sende ich den beiliegenden Brief an die Redaktion. Paß gut auf Dich auf, iß ordentlich und Sorge für genügend Schlaf. Uns geht es gut. Vater und ich sprechen täglich von Dir. Wir geben Dir beide einen dicken Kuß.

*Melde Dich bald einmal wieder.
Deine Mutt.«*

Der beigelegte Brief war ein kleiner dünner Luftpostumschlag und trug eine griechische Briefmarke. Die Schrift war Werner unbekannt, der Absender fehlte.

Aber als er ihn öffnete, war es ihm, als wehe ihm der Duft eines leichten, fruchtigen Parfüms entgegen:

*»Lieber Werner,
bitte, vergiß mich! Bitte, suche auch nicht nach mir! Ich will dich
nicht unglücklich machen.
Deine Irene.«*

Es durchfuhr ihn wie ein heißer Schlag. Er sprang auf, preßte den Brief an die Lippen. Sie wollte ihn zwar nicht wiedersehen, hatte aber dennoch mit ›Deine Irene‹ unterschrieben.

Und wenn Sie diesen Brief aus Athen abgesandt hatte, dann war es sehr wohl möglich, daß sie von dort aus nach Jerusalem weitergereist war, denn viele Fluglinien machten Zwischenlandungen in Athen. Es bestand also tatsächlich die Möglichkeit, daß Irene hier war.

Von der dpa-Redaktion in Hamburg lag außer den Briefen noch ein Telex von seinem Kollegen Ludwig vor.

*»habe interessanten job für dich, weil du gerade an ort und stelle bist,
ruf mich baldmöglichst an.«*

»Verdammt noch mal, ich hab' doch Urlaub«, sagte Werner vor sich hin, aber der Reporterinstinkt ließ ihn doch nach dem Telefon greifen und ein Gespräch nach Hamburg anmelden.

Er mixte sich einen Brandy mit Selterswasser, während er auf den

Anruf wartete.

Ludwigs Stimme klang mißmutig; in Hamburg goß es in Strömen, zu Hause mußte man die Heizung anmachen, und die Kinder lagen alle mit Grippe im Bett. »Heirate nie, wenn du es vermeiden kannst, bringt nur Ärger«, seufzte Ludwig, und dann kam er zur Sache:

»Wir bereiten da 'ne größere Reisebeilage für Tageszeitungen vor. Statistisch gesehen ist erwiesen, daß 'ne ganze Menge Leute im Urlaub umkommen, weil sie unvorsichtig sind. Zum Beispiel auf 'ner Safari 'nen kleinen Löwen streicheln wollen wie 'ne Hauskatze, na ja, du weißt schon, was ich meine. Und da du ja unten in Israel ein paar Wüsten vor der Haustür hast und da ja darein auch schon Ausflüge organisiert werden, sollst du zur Abschreckung 'ne alte Sache recherchieren: Vor ein paar Jahren hat ein amerikanischer Geistlicher von Jerusalem aus einen Ausflug in die Wüste gemacht – mit seiner Frau und zwei Flaschen Cola. Sie haben sich verirrt, und der Geistliche ist dabei umgekommen. Jim Fletcher hieß der Knabe und war zwanzig Jahre älter als seine Frau. Klemm dich mal dahinter, müßte ja was in alten Zeitungen oder Polizeiberichten zu finden sein.«

»Okay«, sagte Werner, »wie lange ist die Sache her?«

»Ist vor sechs Jahren zu Ostern passiert.«

»Okay. Wie bald braucht ihr den Stoff?«

»Am liebsten vorgestern. Du hast es gut, du alter Hund, sitzt da wahrscheinlich im hellsten Sonnenschein, eines von den knackigen Sabramädchen auf dem Schoß und einen Longdrink in der Hand, was?« maulte Ludwig.

»Erstens ist es schon dunkel draußen, zweitens heute Sabbat, da setzt sich einem überhaupt kein knackiges Mädchen auf den Schoß, und was den Drink angeht, hast du recht: Brandy mit Soda.«

»Sauf einen auf mein Wohl«, sagte Ludwig.

Sie lachten beide und legten auf.

Morgen würde Werner mit Zwi Ben Scheffer Kontakt aufnehmen, einem Reporterkollegen, dem er schon in allen entlegenen Winkeln der Welt begegnet war, nur noch nie in seinem Heimatland Israel.

Heute abend aber wollte er nur noch an Irene denken, und er las immer wieder ihre wenigen Zeilen und dann nur noch ›Deine Irene‹, und darüber schlief er ein.

Am nächsten Morgen rief Werner Zwi Ben Scheffer an, und er kam zum Mittagessen mit seiner ganzen Familie ins Hotel.

Im Speisesaal wurde zur Abwechslung ein arabisches Mahl serviert, gebackenes Lamm und Couscous, und als Vorspeise auf winzigen Porzellanschiffen etwa zwanzig verschiedene scharfgewürzte Kräuter und Salate.

Zwi und seine Familie – seine Frau war eine echte Sabra mit leidenschaftlich glühenden Augen, die drei Kinder sahen mit ihren roten Haaren und Sommersprossen wie Reklamegören für Popcorn aus – vertilgten unglaubliche Mengen, waren ungeniert fröhlich und laut.

Nach dem Essen scheuchte Zwi seine Frau und die drei Jungen zum Swimming-pool, während er und Werner auf der überdachten Terrasse Kaffee und Cognac tranken.

»Hinter der Fletcher-Geschichte bist du her?« fragte Zwi. »Da ist doch schon alles drüber geschrieben worden.«

»Nur als Beispiel dafür, wie unvorsichtig sich manche Leute im Urlaub in fremden Ländern verhalten«, erwiderte Werner.

»Das kannst du laut sagen.« Zwi schüttelte den Kopf. »Die Fletchers haben sich einen VW gemietet und sind damit nicht etwa auf unseren schönen ausgebauten Straßen durch unsere schönen Wüsten kutschiert, sondern auf Trampelpfaden der Kamele. Jim Fletcher, Oberhaupt irgendeiner Sekte in Kalifornien, wollte die Wüste ken-

nenlernen, wie euer Herr Jesus sie erlebt hatte. Als Wegzehrung nahmen die Fletchers zwei Flaschen Cola mit, aber nicht mal einen Flaschenöffner.

Wie seine Frau später berichtete, begegneten sie unterwegs Beduinen, und nur knapp eine halbe Stunde später hatten sie eine Reifenpanne.

Und jetzt paß auf, weder Jim Fletcher, ein gestandener Mann um die Vierzig, noch sie, seine junge Frau, so um die Zwanzig, konnten mit dem Wagenheber umgehen, und sie schafften es nicht, das Rad zu wechseln.

Sie hatten sich einen besonders heißen Tag ausgesucht, und dazu wehte noch ein Chamsin. Die beiden Colas waren lauwarm, und als die Fletchers sie mit Nagelschere und Nagelfeile aufkriegten, schoß der halbe Inhalt raus.

Danach entschlossen sich die Fletchers, mit dem Rest des Colas gestärkt, sich zu Fuß weiter auf den Weg zu machen.

Seine Frau gab später zu Protokoll, er habe darauf bestanden, einem Wadi zu folgen, einem ausgetrockneten Flußbett, weil, wie er sagte, das Wadi hinab zum Toten Meer führen müsse und zu der daran entlangführenden Asphaltstraße.

Sie machten sich also auf den Weg. Nach 'ner Stunde oder so hatte er 'nen Herzanfall, und es wurde beschlossen, daß sie allein weitergehen sollte.

Das war nachmittags. Am anderen Morgen, es wurde gerade hell, geriet sie wirklich auf die Straße und hatte Glück, eine Militärstreife griff sie auf. Bloß konnten die Jungens kaum Englisch und verstanden nur Bahnhof, also nahmen sie sie mit in ihr Camp, und dann wurde die Suche nach Jim Fletcher eingeleitet. Zu Fuß und aus der Luft per Hubschrauber.

Aber alle Wadis sahen jetzt gleich aus, und es dauerte fünf Tage, bis man ihn fand.

Wie, kannst du dir ja vorstellen. Die ägyptischen Mumien sind

ein Klacks dagegen.

Für mich strotzt die ganze Geschichte nur so von Dummheit und Fahrlässigkeit. Bei Bischof Jim war es ja noch zu verstehen, der war ein Sektierer, ein Spinner – aber bei seiner jungen Frau? War übrigens ein tolles Weib, richtige Hollywood-Schönheit mit goldblondem Haar bis zur Taille. – Wenn du mehr über die ganze Affäre wissen willst, schleuse ich dich morgen in unser Archiv bei der ›Jerusalem Post‹.«

»Okay«, sagte Werner, »bin um neun bei dir im Büro. Paßt dir das?«

»Paßt.«

Werner und Zwi schlenderten zum Swimming-pool hinunter, wo Zwis Frau in einem schwarzen Mini-Bikini unglaublich aufreizend aussah.

»Zieh dir was über, Tali«, grinste Zwi, »sonst fallen Werner noch die Augen aus dem Kopf.«

Werner verbrachte mit Zwi und seiner Familie noch eine vergnügliche Stunde, dann verließen sie ihn, um zu dem üblichen Sonntagsnachmittags-Familienkaffee zu fahren, der hier auf den Sabbat fiel.

Werner ging in sein Zimmer und diktierte auf Tonband, was Zwi ihm über den Unfall in der Wüste erzählt hatte.

Drei Tage später, gegen sechs Uhr abends, rief ihn Ali Mohammed an.

»Hast du den Ochsen geschlachtet?« dröhnte er übers Telefon.
»Mein lieber Freund, erwarte mich um halb acht in der Hotelbar.«

»Hast du etwas herausgefunden?«

»Du wirst ein Wunder erleben«, sagte Ali und kicherte.

Als Ali Mohammed die Hotelbar betrat, verstummten schlagartig alle Gespräche.

Der große kräftige Mann trug ein weißes Seidengewand, und an seinem breiten, reichverzierten Gürtel hing ein über und über mit Juwelen geschmückter Dolch.

Ein paar der Gäste erbleichten, andere lachten nervös auf.

Werner grinste.

Er wußte, daß der Dolch kein Dolch war, sein Blatt nicht aus Stahl, sondern aus Holz.

Ali trank mit Genuß ein halbes Dutzend Champagnercocktails, er schmatzte dabei und strich sich wohlgefällig seinen kurzen schwarzen Kinnbart. Seine schwarzen Augen irrlichterten von einer eleganten hübschen Frau zur anderen.

»Warum suchst du die eine, wenn du all diese haben kannst?« fragte er Werner.

»Weil ich Irene will. Was hast du über sie in Erfahrung gebracht?«

Aber Ali lächelte nur vieldeutig und meinte: »Laß uns zum Essen schreiten, mit vollem Magen redet es sich leichter.«

Als Vorspeise vertilgte er eine doppelte Portion in Öl und winzigen Zwiebeln gesottenen St.-Peter-Fisch aus dem See Genezareth.

Danach labte er sich an einem ganzen Chateaubriand, das eigentlich für zwei Personen gedacht war; mit Beilagen, versteht sich.

Und als Sorbett serviert wurde, hieß er den Ober gleich, die ganze große Silberkugel auf dem Tisch zu belassen.

Dann zündete er sich eine Havanna an, die er sorgfältig nach Farbe und Geruch ausgewählt hatte, und meinte: »Du bist ein wahrer Freund, Werner, du versteht es, einen Gast zu bewirten.«

»Ali, jetzt spann mich nicht länger auf die Folter!«

Ali Mohammed lächelte und wölbte die Lippen vor.

»Deine Information war richtig. Eine schöne Frau, wie du sie beschrieben hast, befindet sich in Jerusalem; nur wird es dir unmöglich sein, an sie heranzukommen. Denn sie befindet sich im Kloster

der weißen Schwestern.«

»Im Kloster?«

»An der Via Dolorosa. Noch niemals hat dieses Kloster ein Mann betreten.«

»Du meinst, Irene ist Nonne geworden?«

»Zumindest trägt sie das Ordenskleid.«

»Aber das ist doch Wahnsinn«, sagte Werner. »Ich kann es einfach nicht glauben.«

»Habe ich dich jemals belogen, mein Freund?« fragte Ali gekränkt.

»Nein, nein«, sagte Werner, »natürlich nicht. Aber ich würde alles andere eher glauben als das. Irene im Kloster? Wie kann ich sie sehen, wie mit ihr sprechen?«

»Da es ja der Brauch dieses Ordens ist, mag es möglich sein, daß sie mit den anderen Schwestern zur Messe in die Grabeskirche geht. Da mußt du dein Glück versuchen.« Ali Mohammeds Augen zogen sich plötzlich zusammen, bekamen einen undeutbaren Ausdruck. »Aber gib auf dich acht, mein Freund. Gib auf dich acht!«

10

Wenn man sich ein Kloster vorstellt, so denkt man meist an enge Zellen, an dunkle Höfe, an inbrünstige oder auch fanatische Gebete. Man denkt an eine karge Liegestatt, an karges Essen und daß die Freuden des Lebens gewiß nicht durch die dicken Klostermauern dringen. Aber so ist es nicht, mein Kind«, sagte die Oberin. »Wenn Sie erst einmal ausgeruht sind, werden Sie sehen, daß

unser Haus von Heiterkeit und Freude erfüllt ist. Denn wir alle sind freiwillig hier, und unser Dienst am Herrn besteht gewiß nicht aus Jammern und Klagen. Unser Tun ist einfach, wir spenden Menschen Hilfe, Hilfe geistiger, aber auch materieller Art. Und wir leben in einer geistigen Freiheit, die in dem, was man das normale Leben nennt, mehr und mehr verkümmert. Ich hoffe, Sie werden sich hier wohl fühlen, denn Sie sind uns von Herzen willkommen.«

Ruhe und Frieden, die Irene schon in dem dunklen Hauseingang empfunden hatte, als sie dem koptischen Mönch das Sprengstoffpäckchen übergab, hielten an.

»Ich danke Ihnen, daß ich hier sein und vielleicht einige Zeit bleiben darf.«

»Wir werden Sie zu nichts zwingen. Sie können an unseren Andachten und Gebeten und unseren täglichen Pflichten teilnehmen, aber tun Sie es aus freiem Herzen. Vielleicht werden sie finden, daß Ihr Hierbleiben die Antwort auf viele Fragen ist, die Sie sich in den letzten Jahren stellen mußten.«

»Danke«, sagte Irene leise.

»Zu Ihrer Sicherheit muß ich Sie bitten, unser Ordenskleid zu tragen.«

Irene nickte.

»Darf ich noch einen Wunsch äußern?«

»Gewiß, meine Schwester.«

»Es gibt Menschen in Europa und in Amerika, um die ich mich Sorge, denn man hat mir gedroht, ihnen Schlimmes anzutun, wenn ich nicht mehr für den – für diesen Mann, dessen Namen ich nicht kenne, und seine Organisation arbeite. Gibt es eine Möglichkeit, diese Menschen, die ich liebe, zu schützen?«

Die Oberin lächelte leicht. Sie entnahm der mittleren Schublade ihres schmucklosen Schreibtisches einen Block und einen Kugelschreiber. »Bitte, schreiben Sie mir die Adressen auf, und ich werde sie weiterleiten.«

Und Irene schrieb die Adresse von Werner Holt und die seiner und ihrer Eltern auf.

»Ich werde noch heute abend das Nötige tun«, versprach die Oberin.

Am Morgen, nach den Frühgebeten und dem Frühstück, das in einem großen, hellgetünchten Saal eingenommen wurde – der Tisch war mit Feldblumen geschmückt, die im Kloster gezogen und gebunden worden waren, und es gab Tee und Brot und Honig und frischen Orangensaft –, bat die Oberin Irene noch einmal zu sich in ihre kleine Bibliothek. Nun bemerkte Irene, daß sich in den Regalen nicht nur religiöse Werke befanden, sondern auch moderne Romane und Reisebeschreibungen und Dokumentationen über das Heilige Land, aber auch über viele andere Länder.

Die Oberin lächelte wieder und fragte: »Sie sind erstaunt? Nun, es ist uns ja nicht verboten, uns über die Außenwelt zu informieren, und so gelingt es uns ja auch, mit unseren weltlichen Schwestern und Brüdern im Geiste verbunden zu bleiben. Sie haben jetzt Zeit, suchen Sie sich nur aus, was immer Sie lesen mögen. Dieser Raum ist nie abgeschlossen. Und Sie werden auch bald bemerken, daß alle Räume Ihnen und allen anderen Mitschwestern zu jeder Zeit offenstehen.«

»Wie soll ich Ihnen jemals danken?« fragte Irene. »Seit so vielen Jahren empfinde ich zum erstenmal Sicherheit – ja, und Frieden.«

»Wie schön. Das macht mich glücklich.« Und wieder öffnete die Oberin eine Lade ihres Schreibtisches und nahm diesmal eine Zeitung heraus.

Es war die englische Ausgabe der ›Jerusalem Post‹. Sie reichte sie Irene. »Erschrecken Sie nicht, lesen Sie, und ich werde Ihnen dann alles erklären.«

Irene las, daß auf dem Weg nach Nazareth ein Bus explodiert

war, der Pilger dorthin hätte bringen sollen. Glücklicherweise befanden die Pilger sich nicht im Bus, da sie eine kurze Rast eingelegt hatten, um den Sonnenaufgang zu genießen und zu fotografieren. Nur ein Opfer war zu beklagen, eine Pilgerin namens Anna Gordon, die – sie hatte sich nicht wohl gefühlt und über Übelkeit und Schwindel geklagt – im Bus verblieben war. Bisher hatte sich noch keine der Terroristenorganisationen zu diesem neuerlichen Anschlag auf Menschenleben in Israel bekannt.

Irene weinte.

Die Oberin senkte die Augen und schwieg.

»Ich bin frei?« fragte Irene nach einer Weile, als sie sich wieder unter Kontrolle hatte. »Ich bin frei?«

»Sie sind frei«, sagte die Oberin.

»Ich kann wieder leben!«

Die Oberin nickte ernst.

»Aber ich möchte – dürfte ich – kann ich noch eine Weile hier bleiben?« bat Irene.

»So lange Sie wollen, mein Kind«, sagte die Oberin.

11

In den Gewölben und Seitenkapellen, auf den Emporen und in der Gruft der Grabeskirche brannten Tausende von Kerzen und flackerten im Duft des Weihrauchs um die Pilger und Betenden.

Messen wurden gelesen, Gläubige fielen auf die Knie, zwischen den Betenden hindurch marschierten orthodoxe Mönche mit schwarzen Stiefeln, im schwarzen Kaftan, auf dem Kopf die steife

schwarze Mütze. Und Werner dachte: Sie sehen wie Soldaten eines heidnischen Gottes aus.

Er war zur Grabeskirche gekommen, noch bevor sie für die Gläubigen geöffnet worden war.

Er hielt sich im Schatten des großen Eingangsportal und keine Frau ging an ihm vorbei, die er sich nicht aufmerksam ansah. Auch die Gesichter der Nonnen prüfte er genau.

Sie kamen in weißen und braunen und schwarzen Gewändern, je nachdem, welchem Orden sie angehörten – aber Irene war nicht unter ihnen.

Nach einiger Zeit lullten die Wärme der Kerzen, der Duft des Weihrauchs und der Gesang ihn beinahe ein, aber ein zischender Laut, der über tiefrote, wulstige Lippen eines der orthodoxen Mönche kam, ließ ihn zusammenzucken, und dann sah auch er Irene.

Ihr dunkelrotes Haar war unter der weißen Haube verborgen, Stirn und Wangen waren fahl, ihre Augen konnte er nicht sehen, denn sie hielt die Lider gesenkt.

Ihre gefalteten Hände berührten die blassen Lippen – sie schien tief im Gebet versunken.

»Da ist sie wieder«, sagte der Mönch neben Werner, seine Augen glühten. Was war es, Haß oder Begehren?

Werner schob sich in die Menge um Irene, war ihr bald so nah, daß er sie hätte berühren können; aber das wagte er nicht.

Er sagte nur: »Irene, ich bin gekommen, dich zu mir zu holen.«

Kein Zucken lief durch sie hin, nichts veränderte sich in ihrem Gesicht, kein Zeichen gab sie ihm, daß sie ihn verstanden hätte; sie preßte nur die Fingerspitzen fester auf ihre Lippen.

»Du gehörst nicht hierher, du gehörst zu mir. Ich warte im King-David-Hotel auf dich. Versprich mir, daß du kommst – gib mir ein Zeichen.«

Sie senkte nur den Kopf.

Unauffällig folgte er Irene später bis zum Portal des Klosters.

Eine Bettlerin hockte hier und hielt ihm die geöffnete Hand hin.
»Haben Sie Zutritt zum Kloster?« fragte er. »Würden Sie mir einen Gefallen tun?«

Sie nickte. »Zur Suppenküche für die Armen«, sagte sie.

Er nahm alles Geld, was er bei sich trug und gab es ihr; die Scheine raschelten in ihren knöchigen Händen.

»Warum tun Sie das?« fragte sie.

»Kaufen Sie sich neue Kleider, essen Sie ein paar anständige Mahlzeiten.«

»Sie sind ein Dummkopf«, sagte sie lächelnd, »wie sollte ich in neuen Kleidern betteln können? Was aber soll ich für Sie tun?«

Er lachte ein bißchen verlegen.

»Der jungen Frau, die neu im Kloster ist, diesen kleinen Brief von mir geben«, bat er dann.

Er riß eine Seite aus seinem Notizbuch, schrieb hastig darauf: »Ich warte auf Dich, Irene. Ich kann ohne Dich nicht leben, Werner.« Dann faltete er den Zettel zusammen und gab ihn der Bettlerin.

»Sie sind ein Dummkopf«, sagte diese noch einmal lächelnd, als habe sie gelesen, was er geschrieben hatte, »Sie wissen noch nicht, daß man niemanden zur Liebe zwingen kann. Doch ich will Ihre Botschaft überbringen.«

Dann stand sie ohne Gruß auf und verschwand rasch in der Touristenmenge, die sich unablässig durch die Gassen der Altstadt Jerusalems schob.

Irene hatte mit der Oberin gesprochen und ihr erklärt, daß sie Werner Holt noch einmal sehen müsse, um ihn davon zu überzeugen, daß er sie vergessen müsse, denn sie hatte sich entschlossen, im Kloster zu bleiben.

Die Oberin hatte leise genickt und gesagt: »Gehen Sie nur, Sie müssen tun, was Sie für richtig halten.«

»Aber ich komme zurück, ich verspreche es.«

»Wenn Sie kommen, wird es mich freuen, denn Sie wissen, welche Schuld auf Ihnen lastet, und nur durch den Dienst am Herrn können Sie sich davon befreien. Wenn Sie nicht zurückkehren, werden meine Gebete Sie begleiten.«

Es dunkelte schon, aber in den Basaren brannten messingne und kupferne Lampen, und verstärkt patrouillierte Polizei.

Irene huschte in einen der kleinen Läden, in denen Stoffe und Gewänder verkauft wurden.

Hier in einem kleinen Hinterzimmer legte sie ihr weißes Habit ab; es war die einzige Kleidung, die sie noch besaß, denn da sie im Kloster bleiben wollte, hatte sie ihre Kleider verschenkt.

Eine junge Araberin brachte ihr einen Kaftan in dunkler Seide, wie ihn die Touristinnen gern als Abendkleider kauften.

Irene bat das Mädchen, ihr weißes Gewand und die Haube aufzuheben.

Das Mädchen betrachtete Irene mit neugierigen Augen, aber es stellte keine Fragen.

»Du mußt den Kaftan bezahlen«, sagte es nur mit weichen Kehllauten.

»Ich lasse dir doch meine Kleider da als Pfand, ich komme bestimmt zurück.«

»Wenn Allah es will«, sagte das Mädchen und zuckte die Schultern.

Irene zog die Kapuze des Kaftans über ihr Haar, dann huschte sie aus dem kleinen Laden.

Sie würde zum Jaffa-Tor gehen und dort ein Taxi zum King-David-Hotel nehmen. Sie hatte zwar kein Geld, aber dort würde Werner auf sie warten und das Taxi bezahlen können.

In ihrer Hand hielt sie, zu einem winzigen Ball zerknüllt, seine Nachricht, die ihr die Bettlerin zugesteckt hatte. Sie war wie ein Pfand, wie ein Glücksbringer.

Sie mußte Werner die Wahrheit sagen, und dann würde sie frei sein. Für immer frei von dieser Welt.

Sie wollte ins Kloster zurückkehren, um nicht noch mehr Schuld auf sich zu laden.

Sie erreichte das Jaffa-Tor, ein Taxi löste sich aus der dort wartenden Reihe, blendete die Scheinwerfer kurz auf. Es hielt mit quiet-schenden Bremsen vor ihr. Irene stieg arglos ein.

»Zum King-David-Hotel«, sagte sie.

Dann langte ein Arm nach vorn, eine Hand mit einem äthergetränkten Wattebausch preßte sich ihr auf Mund und Nase, und das letzte, was sie denken konnte, war: Wie dumm ich doch war, wie dumm.

Werner wartete die ganze Nacht und den folgenden Tag in seinem Hotelzimmer. Er hatte den Empfangschefs und Portiers Irene beschrieben und seine Bitte, sie unverzüglich zu ihm zu führen, mit hohen Trinkgeldern bekräftigt.

Aber Irene kam nicht.

Er ließ noch eine Nacht verstreichen, dann fand er sich vor dem Tor des Klosters in der Via Dolorosa ein.

Es gab nur einen altmodischen Türklopfer, und er ließ ihn einige Male gegen das mit dicken Eisennägeln beschlagene Tor fallen.

Eine Nonne öffnete eine kleine Seitentür. »Was wünschen Sie?« fragte sie, ohne ihn auch nur mit einem Blick anzuschauen.

Er bat, die Oberin sprechen zu dürfen. Und er fügte hinzu: »Es ist wirklich lebenswichtig.«

Die Nonne nahm seine Visitenkarte entgegen und hieß ihn vor der kleinen Pforte, die sie sorgfältig wieder schloß, zu warten.

Schließlich wurde er zur Oberin geführt.

Werner sagte ihr mit einfachen Worten, daß er Frau Blessing noch einmal sprechen müsse.

»Warum?« fragte die Oberin ebenso geradeheraus.

»Weil ich nicht begreifen kann, daß sie mich verlassen hat.«

»Aber Sie kannten sich nur wenige Stunden?«

»Können Stunden nicht wie Jahre sein?« fragte er.

»Wir zwingen niemanden, zu uns zu kommen, und niemanden, bei uns zu bleiben. Wir gewähren Hilfesuchenden eine Heimat. Aber wir gestatten dann keine Einmischung von außen mehr.«

»Ich bitte Sie, haben Sie Mitleid. Ich will Frau Blessing nicht gegen ihren Willen von hier fortführen, ich möchte sie nur noch einmal sehen, noch einmal sprechen, auch wenn sie mich dann für immer fortschickt.«

»Selbst wenn ich es wollte, könnte ich Ihrer Bitte nicht nachkommen, denn unsere Schwester Irene ist nicht mehr hier. Sie verließ uns vorgestern nachmittag mit der Absicht, Sie aufzusuchen, Herr Holt.«

Plötzlich hatte er eine panische Angst um Irene.

»Dann muß ihr etwas passiert sein«, stieß er hervor. »Aber wenn sie hierher zurückkehrt, würden Sie es mich dann wissen lassen?«

»Das darf ich nicht«, sagte die Oberin, »das verstößt gegen die Gebote, die wir uns selbst auferlegt haben. Aber verzagen Sie nicht, wir alle sind in Gottes Hand.«

Vor dem Kloster traf Werner wieder auf die alte Bettlerin. Er bat sie, ihn wissen zu lassen, wenn Irene zurückkehrte, und sie versprach es.

»Sie waren gut zu mir«, sagte sie, »wenn ich kann, werde ich Ihnen helfen.«

Danach suchte Werner Ali Mohammed in seinem kleinen Andenkenladen auf. Und er bat auch Ali um seine Hilfe.

Der große kräftige Mann mit den flinken Augen, denen im Basar so leicht nichts entging, versprach Helfer auszusenden, die nach

Irene fahnden sollten.

Und wieder blieb Werner nichts anderes zu tun, als im King-David-Hotel auf Irene zu warten.

Heller Lichtschein brannte durch ihre Lider, als Irene zu sich kam.

Sie saß auf einem Stuhl, und man hatte sie daran festgebunden, damit sie nicht herunterfallen könnte, während sie noch bewußtlos war.

»Das Licht«, flüsterte sie, »bitte, nehmt das Licht weg.« Und dann: »Wasser, bitte Wasser«, denn der Äther hatte ihr Mund und Kehle ausgetrocknet.

»Du bekommst Wasser«, sagte die Stimme des Mannes, dem sie seit sechs Jahren immer wieder ausgeliefert gewesen war, für den sie Kurierdienste gemacht hatte in so viele Hauptstädte der Welt.

Sie hatte die weißen oder braunen Umschläge, die sie beförderte, nie geöffnet, denn sie fürchtete zu erfahren, was darin war.

Das Licht wurde schwächer, sie konnte die Augen öffnen.

Der Mann saß im Schatten, wie stets zuvor konnte sie auch jetzt sein Gesicht nicht erkennen.

Ein junger Araber, fast noch ein Junge, reichte ihr einen Becher mit Wasser.

Sie trank durstig, dann gab sie den leeren Becher zurück.

Der Junge band sie vom Stuhl los.

»Du wolltest uns entkommen, eh?« fragte der hochgewachsene Mann, den sie für einen Palästinenser hielt. »Aber es ist dir wieder nicht gelungen. Die weißen Schwestern hätten dich uns nicht ausgeliefert, aber du hast es selbst getan. Weil du zu dem deutschen Journalisten wolltest.«

»Woher wissen Sie das?«

»Wir wissen alles«, sagte er einfach. »Warum machst du dir dein Leben so schwer? Du könntest es doch ganz leicht haben. Wie bis-

her reisen, in den besten Hotels wohnen, dich elegant kleiden. Und wir hätten nicht einmal etwas dagegen, wenn du ein Verhältnis mit diesem Werner Holt unterhieltest. Nur bist du zu wertvoll für uns, als daß wir ganz auf dich verzichten könnten.«

»Sechs Jahre habe ich für Sie Botendienste gemacht, ist das nicht genug?«

»Als Sühne für das, was du vor sechs Jahren getan hast? Sag doch selbst, das reicht nicht aus. Ein ganzes Leben reicht da nicht aus.«

»Ich möchte sterben«, sagte sie.

»Ich weiß«, sagte er, »aber das wäre zu einfach. Nein, meine Liebe, du wirst wieder für uns arbeiten.«

»Das letztemal sollte ich eine Bombe befördern. Und dabei hatten Sie versichert, daß in dem Päckchen keine Bombe sein werde.«

Er schwieg.

»Was war in den anderen Umschlägen? Rauschgift? Oder Geld für Rauschgift?«

Er lachte leise. »Hältst du mich für einen Narren? – Du dienst sogar indirekt einer guten Sache. Du hältst Menschen für uns am Leben, die sonst verhungern müßten oder zu Kriminellen würden. Und liegt dir nicht daran, Menschen am Leben zu erhalten?«

Sie schloß einen Moment lang die Augen.

»Wenn ich das glauben könnte. Aber nach der Bombe –«

»Das war eine Ausnahme. Ich habe dich noch nie belogen. – Ich führe dich jetzt in die Stadt zurück. Du weißt, was du in Zukunft zu tun hast.«

Sie nickte stumm.

Er brachte sie in die Altstadt von Jerusalem zurück. Sie war wie eine Araberin gekleidet, und sie befand sich in der Begleitung eines Arabers.

So berichteten es die halbwüchsigen Zuträger Ali Mohammeds, der sie dafür mit ein paar Silbermünzen belohnte.

»Geh nicht ins Kloster zurück«, warnte Irenes Begleiter vor dem

Jaffa-Tor, »wir holen dich sonst auf irgendeine Weise wieder raus. Und dann, das verspreche ich dir, gehen wir nicht mehr so sanft mit dir um wie diesmal. Arbeite weiter für uns, und du wirst sogar eine gewisse Freiheit genießen. Selbst deinen Holt kannst du haben.«

In einer Tasche, die wieder ein Geheimfach hatte, trug sie wieder einen Umschlag mit sich. An einem bestimmten Tag zu einer bestimmten Stunde sollte sie ihn in Hamburg abliefern.

Das Gerücht, daß Irene mit einem Araber gesehen worden war, erreichte Werner über Ali Mohammed mit Windeseile.

Ali senkte seine Stimme am Telefon: »Ich glaube, du solltest diese Frau vergessen. Du könntest sonst großen Schaden erleiden, mein Freund.«

Doch Werner vergaß nur das lange Warten auf Irene, als sie nun tatsächlich zu ihm kam und er sie endlich wieder in die Arme nehmen konnte.

12

Sie lagen auf dem breiten Bett. Licht fiel nur durch die Spalten der Vorhänge, bläulich, gelblich, Widerschein der Nacht über Jerusalem. Sie lagen nach der Umarmung in der Stille der erfüllten Zärtlichkeit.

Wer würde als erster etwas sagen?

Und was?

Und war es überhaupt wichtig?

Werner schob seine Hand unter Irenes schweres, gelöstes Haar; es roch hell und frühlingshaft nach ersten Blüten.

»Du kannst mir vertrauen.«

Sie antwortete nicht.

»Irene, was immer es ist, was dich bedrückt, du kannst mir vertrauen.«

»Das sagt sich so leicht«, flüsterte sie.

»Ich bin bei deinen Eltern gewesen, in Amerika. In Friend's Farm. Ich habe auch deine Schwester Doris kennengelernt.«

Irene lag ganz still.

»Willst du nicht wissen, wie es ihnen geht?«

»Wie geht es ihnen?« fragte sie tonlos.

»Ihr Haus ist das schönste im Dorf. Deine Schwester ist ein typisches American-Girl. Sie weiß, was sie will. Ich habe sie mit nach New York genommen.«

»Was will Doris da?«

»Sie hat einen Vertrag mit einer Fotomodell-Agentur. Sie wird ihren Weg machen.«

Er spürte, daß sein Arm naß wurde; Irene weinte.

»Warum?« fragte er.

»Ich freue mich«, sagte sie. »Für Doris.«

»Sie hat mich nach Jerusalem geschickt. Sie sagte, du kehrtest immer wieder hierher zurück.«

Irene schwieg, lag ganz still. Und er spürte, wie ihr Körper sich spannte.

»Sag mir, warum? Bitte.«

»Ich war einmal hier. Vor langer Zeit.«

»Warst du hier glücklich?«

»Es ist ein Land, das einen nie mehr losläßt.«

»Warum warst du jetzt im Kloster?«

»Ich brauche Frieden.«

»Wovon?«

»Frag nicht weiter. Bitte, Werner.«

»Gut«, sagte er, »gut. Wir haben ja noch so viel Zeit.«

Er streichelte ihren Rücken und ihre Schultern.

Nach einer Weile spürte er, daß sie eingeschlafen war.

Werner schaute dem Spiel von Licht und Schatten zu. Die Vorhänge wehten im leichten Wind, der so oft über Jerusalem streicht.

Es war sehr still.

Er sah in Gedanken das Haus seiner Eltern im Grunewald und den verwilderten und doch so gepflegten Garten und die vielen Kinderspielzeuge darin, die Wippen und die Schaukeln und das hölzerne Pferd, die sein Vater mit so viel Liebe anfertigte, und Werner bevölkerte das Haus und den Garten mit lachenden, umhertollenden Kindern – den Enkeln, die seine Eltern sich so sehr wünschten.

Und er sah Irene und sich selbst an einem Sommerabend auf der Terrasse, an einem Winterabend vor dem Kaminfeuer.

Er sah ihre Hände und wie sie ihren Kopf neigte, er sah, wie sie Dinge tat, die jede Frau tut, für ihren Mann und für ihre Familie, die sie liebt.

Man konnte das Haus vergrößern, an- und umbauen. Warum sollten seine Eltern nicht an seinem Glück teilhaben?

Nach einer Weile stand er auf, ganz leise, um Irene nicht zu wecken. Er zog sich ebenso leise an.

Er schloß das Zimmer von außen ab, ging hinunter in die Halle des Hotels.

Der Nachtportier döste über einer Lotterienzeitung vor sich hin.

Werner bat ihn, für ihn eine Telefonverbindung mit Berlin herzustellen.

Dann stand er in einer der Telefonkabinen und hörte Mutts Stimme.

»Wernerchen! Wie geht es dir?«

»Gut, Mutt«, sagte er, »sehr gut.« Und nach einem tiefen Atem-

holen: »Ich habe Irene gefunden. Wir kommen heim. Und sag Vater, er soll kein einziges Spielzeug mehr an irgendeinen Döskopp verkaufen.«

»Paß auf dich auf«, sagte Mutt. »Und jetzt geh wieder ins Bett. Der Mensch braucht seinen ordentlichen Acht-Stunden-Schlaf.«

Werner schlief traumlos und fest, er hielt Irene in seinen Armen.

Irene war heiter beim Frühstück, das sie auf der Hotelterrasse einnahmen.

Sie war so schön, daß Werner kaum wagte, sie anzuschauen.

Sie sagte lächelnd: »Du mußt mir ein Kleid kaufen und Schuhe. Und ich muß diesen Kaftan in den Basar zurückbringen.«

»Wer war der Araber, mit dem man dich im Basar gesehen hat?« fragte er in behutsamem Ton.

In Irenes Gesicht veränderte sich nichts.

»Ein alter Freund. Er – als ich schon einmal hier war, vor vielen Jahren, hat er mir Jerusalem gezeigt.«

Werner gab sich damit zufrieden.

Er hätte sich an diesem Morgen mit allem zufriedengegeben, was Irene sagte, auch mit Lügen; er war so glücklich.

In einer Boutique, nahe dem King-David-Hotel, kauften sie alles, was eine schöne junge Frau braucht, um elegant zu sein.

Irene war wie ein Kind in ihrer Freude.

Ihre Augen leuchteten.

Dann nahm Werner sie mit zu seinem Freund im Basar der Altstadt, zu Ali Mohammed.

Ali kredenzte ihnen Tee, er schenkte Irene einen kostbaren Brokat aus Damaskus in blassem Frühlingsgrün.

Aber Ali Mohammeds Augen tanzten nicht wie sonst, sie wirkten wie stumpfe schwarze Steine.

Sie brachten Irenes Seidenkaftan in den kleinen Laden zurück, wo

das junge Mädchen mit der kehligen Stimme ihnen die weiße Nonnentracht übergab.

Sie trugen das Gewand zum Kloster in der Via Dolorosa, übergaben es der Schwester Pförtnerin.

Mittags aßen sie in einem kleinen arabischen Restaurant, dessen Besitzer ihnen eigenhändig die Leckerbissen seiner Küche servierte: Schnipsel zarten gebackenen Lammes, mit Safran gewürzte Reisbällchen, in kleinen Portionen mehr als ein Dutzend den Gaumen reizender Salate.

Irene und Werner hielten einander bei der Hand, wie es Kinder tun.

Sie staunten über die Vielfalt, die sich ihnen in der alten Stadt Jerusalem bot – die Vielfalt der Menschen, der Gerüche, der Farben, der Stimmen.

Ich bin glücklich, dachte Werner.

»Bist du glücklich?« fragte er.

»Ich bin glücklich«, sagte Irene.

Und dann fiel es ihm plötzlich wieder ein, als ein Zeitungsjunge sie bedrängte, die Abendausgabe zu kaufen:

Er hatte einen Auftrag für seine Redaktion in Hamburg übernommen und bisher nur zur Hälfte ausgeführt.

Er nahm Irene mit in die Redaktion der ›Jerusalem Post‹.

Zwi Ben Scheffer war nicht mehr da, aber er hatte Nachricht hinterlassen, daß Werner das Archiv benutzen könnte.

»Um was geht es denn?« fragte Irene.

»Wir machen eine Reisebeilage für diverse Zeitungen«, antwortete Werner nur.

Sie saß geduldig neben ihm, während er die alten Ausgaben durchsah, sich Notizen machte über den Unfall des amerikanischen Sektenpriesters Jim Fletcher und seiner jungen Frau, die sich vor sechs Jahren in der Wüste, nicht einmal dreißig Kilometer von Jerusalem entfernt, verirrt hatten – eine Warnung für leichtsinnige Touristen.

»Langweilst du dich nicht?« fragte Werner. Irene schüttelte lächelnd den Kopf, schaute zum Fenster hin.

»Ist dir jemals aufgefallen, wie tief die Wolken über Jerusalem ziehen? Wie Luftschiffe, die es abschützen.«

»Morgen fahren wir in die Wüste«, sagte er.

Ihre Lider senkten sich über die Augen.

»Warst du schon mal in der Wüste?«

Sie bewegte den Kopf; er wußte nicht, ob es ein Nicken oder ein Kopfschütteln war.

Werner schob seine Notizen zusammen, faltete sie, steckte sie in seine Jackentasche.

»Fertig!«

Sie bummelten durch das neue Jerusalem; aus geöffneten Fenstern strömte der Duft von Abendbrot, der sich mit dem Geruch in der Abendsonne harzender Bäume mischte.

Der Himmel war hoch und hell, eine Kuppel aus blauem Emaille.

»Ich liebe dich, Irene«, sagte Werner.

»Ich muß in ein paar Tagen in Hamburg sein«, sagte sie.

Er fragte nicht, warum.

Er wollte nichts durch Fragen zerstören.

Über den Empfang des King-David-Hotels mietete Werner am nächsten Morgen einen VW. Er besorgte sich über einen dienstfertigen Portier eine Straßenkarte, wie sie vor sechs Jahren für die Umgebung von Jerusalem gegolten hatte.

Als Proviant kaufte er zwei Flaschen Coca-Cola. Das waren die gleichen Vorbereitungen für den Ausflug in die Wüste, die damals die Fletchers getroffen hatten – spärlich genug, wie Werner fand.

Werner und Irene frühstückten wieder auf der Terrasse, bevor sie losfuhren zu ihrem Ausflug in die Wüste.

Sie sprachen über das Leben, das sie in Hamburg oder Berlin

oder wo auch immer führen würden.

Er sagte: »Unser Grundstück in Grunewald ist groß genug. Wir könnten da wohnen. Das Haus umbauen.«

Sie nickte lächelnd.

Er dachte, sie hat die Augen einer Träumerin.

Um elf Uhr vormittags brachen sie auf. Stiegen in den VW.

»Wohin fahren wir jetzt?« fragte Irene.

»Zuerst einmal in Richtung Jericho.«

Der Himmel war hoch und klar, die Sicht weit.

Sie begegneten Beduinen. Ihr schwarzes Zelt hob sich kaum von den Felsen neben der Straße ab, obwohl diese kreidighell waren.

Unter der Ziegenherde war ein rotgefärbtes Schaf, was Glück bringen soll.

Die Beduinen luden Werner und Irene zum Tee ein.

Ein winziges Feuer aus trockenem Reisig flackerte vor dem Zelt, darauf simmerte ein blauer Teekessel.

Sie tranken aus kleinen Gläsern, die der Beduine mit dem kochenden Wasser ausspülte, dann Tee hineingieß, mit Pfefferminze gewürzt.

Irenes Haar wehte im Wind. Sie trug es offen unter einem breiten Stirnband. Es leuchtete wie Rotgold.

Sie dankte den Beduinen für den Tee auf arabisch.

Werner wunderte sich nicht. Er war bereit, an Irene alles zu akzeptieren.

Sie fahren weiter. Verließen bald die breite, asphaltierte Straße. Fahren über Pfade, die manchmal nicht einmal das waren.

Irene fragte nicht mehr, wohin.

Es verwunderte Werner, aber er hielt es für einen Beweis ihres Vertrauens.

Um zwei Uhr mittags erreichten sie die Stelle, wo Jim Fletcher und seine Frau mit ihrem VW vor sechs Jahren die Wagenpanne gehabt hatten.

Um sie herum war steinige Wüste.

Seltsame Farben umgaben sie, sie wechselten, so wie die Wolken über den Himmel zogen und die Strahlen der Sonne brachen.

»Es ist sehr heiß«, sagte Irene.

Werner nickte.

Er stieg aus dem Wagen.

Er sah sich um.

Absolute Stille umgab ihn.

Nein, noch nicht. Der Motor des Wagens knackte leise, Metall dehnte sich und zog sich zusammen.

Irene war im Wagen sitzen geblieben. Sie trug jetzt ihre Sonnenbrille.

»Es ist sehr heiß«, sagte sie noch einmal, aus dem offenen Wagenfenster heraus.

»Hast du Durst?« fragte er.

»Ja.«

Er nahm eine der beiden Colaflaschen vom Boden hinter den Vordersitzen.

»Lauwarm«, sagte er. »Tut mir leid.«

Sie hob die Schultern.

»Und verdammt, ich hab' vergessen, einen Flaschenöffner mitzunehmen. Das hatten damals auch die Fletchers vergessen.«

Irene sah Werner an, aber er konnte ihre Augen hinter den dunklen Gläsern nicht erkennen.

Sie sagte nichts.

»Verdammt einsam hier«, sagte er, »nicht mal Beduinen.«

»Das ist die Wüste«, sagte sie tonlos.

Am Türschloß des Wagens öffnete Werner die Colaflasche; beinahe der halbe Inhalt schäumte heraus.

Irene war ausgestiegen, kam um den Wagen herum.

Sie nahm ihre Sonnenbrille ab.

Er sah in ihre Augen, und wieder war es ihm, als könne er sich

in diesen Augen verlieren.

Er hielt ihr die Colaflasche hin.

Sie nahm sie. Aber sie trank keinen Schluck.

»Ich habe keinen Durst mehr«, sagte sie.

Sie gab ihm die Flasche zurück.

Er trank durstig.

»Ganz schön mulmig hier, was?« fragte er. »Hier möchte ich keine Wagenpanne haben.«

Sie nickte nur.

Und dann fragte Irene: »Warum tust du das?«

»Hier ist vor sechs Jahren etwas passiert«, sagte er. »Ich wollte mal sehen, wie das gelaufen ist. Für meinen Bericht an die Redaktion.«

Irene setzte wieder ihre Sonnenbrille auf.

»Und weißt du es jetzt?« Ihre Stimme klang mit einem Mal seltsam feindlich.

»Ich weiß bloß eins, daß man nicht mit 'ner Flasche Cola in die Wüste fahren sollte«, sagte Werner. »Das Zeug schmeckt lauwarm scheußlich.«

Und dann sah er, daß Irene weinte.

Er warf die Colaflasche fort.

Er nahm Irene in die Arme.

»Was ist denn, Menschenkind, Irene, was ist denn?« fragte er hilflos. »Warum weinst du denn?«

13

Die Wüste lag grau und stumm und noch immer glühendheiß in den Abendschatten, kein Vogellaut war zu hören, kaum ein Windhauch zu spüren.

Irene weinte nicht mehr.

Sie saßen im Wagen und rauchten.

»Ich fürchte mich vor der Einsamkeit«, sagte Irene.

»Du wirst nie mehr allein sein«, versprach er. »Hast du deswegen geweint?«

Irene nickte.

Er fragte: »Du warst nicht glücklich in deiner ersten Ehe?«

»Nein.«

»Dann vergiß es. Es ist ja vorbei.«

Aber konnte man so leicht vergessen? Hatte er selbst vergessen können? War die Erinnerung nicht lebendig geblieben über all die Jahre hinweg, ja sogar über die guten, einfachen Jahre mit Inge, der burschikosen, immer heiteren, nie deprimierten Inge? Hatte er Silvana vergessen können?

»Du brauchst dich vor nichts zu fürchten, Irene«, sagte er. »Und was immer dich auch bedrückt, du kannst mir alles sagen.«

Er zog sie an sich, er küßte sie auf die Augen und auf den Mund.

»Wir fahren zurück. Es war ein Blödsinn, überhaupt hier herauszukommen. Was ich an Fakten für die Reportage brauche, habe ich ja.«

Sie fuhren nach Jerusalem zurück.

Für den nächsten Tag buchte Werner ihren Flug nach Berlin, via Frankfurt.

Die junge Frau hinter dem Schalter der El Al lächelte ihn an.

»Hat Ihnen Israel gefallen?«

»Und wie!« Er lachte, war mit einemmal wieder übermütig, glücklich.

In Jerusalem hatte er ja Irene wiedergefunden!

Er wußte, daß sie alles für ihn bedeutete, was er sich jemals erträumt hatte.

Dachte auch, wenn ich das jemand erzähle, heute, in unserer Zeit, der hält mich für total verrückt.

Aber er wollte es niemandem erzählen. Wozu auch?

An diesem letzten Abend in Israel lud Werner nochmals Zwi Ben Scheffer und seine Frau zum Abendessen ein und natürlich Ali Mohammed.

Sie speisten im großen Saal des King-David-Hotels; heute abend war alles auf die klassische französische Küche abgestellt.

Die Ben Scheffers waren laut und lustig wie immer und bewunderten Irene ungeniert. Ali Mohammed widmete sich den Genüssen der Tafel mit einer an Anbetung grenzenden Ernsthaftigkeit. Er pries das Schicksal, das seinen guten und klugen Freund Werner mit der schönsten aller Frauen zusammengeführt hatte.

»Sollen wir uns verloben, jetzt und hier?« flüsterte Werner Irene zu.

Sie schüttelte den Kopf. »Zu Hause, bei deinen Eltern«, sagte sie. Und er liebte sie dafür noch mehr.

Nach dem Diner nahmen sie den Kaffee und den Digestif in der Halle.

Irene ging dann schon in ihr Zimmer hinauf, während Werner die Gäste vor dem Hotel verabschiedete.

Die Luft schmeckte nach Brand, weil der Wind aus der Wüste kam, die täglich unter der Sonne glutet.

»Das ist der Chamsin«, sagte Zwi Ben Scheffer. »Macht einen

ganz verrückt. – Mach's gut, alter Junge, komm bald mal wieder«, und damit legte er seinen Arm um die schon ein bißchen füllige Taille seiner Frau, und sie gingen zu ihrem Auto.

Ali Mohammed hatte schmale Augen, während er in die Nacht hinaussah, er schlug sich einen Zipfel seines Turbans über den Mund.

»Achte auf dich, mein Freund«, sagte er.

»Du auch, Ali.«

»Du weißt, daß ich es anders meine, achte auf deine Schritte. Nur der Vorsichtige gerät nicht in Gefahr.«

»Du sprichst in Rätseln.«

»Manchmal schauen meine Gedanken ein bißchen weiter als meine Augen.«

»Du sprichst wahrhaftig in Rätseln, mein Freund«, wiederholte Werner.

»Vorsicht wird dir nicht schaden«, sagte Ali. Ein sprödes Lächeln legte sich um seinen Mund, das nicht zu seinem sonst so flinken Mienenspiel paßte.

Er drückte Werners Hand mit seinen beiden Händen, umarmte ihn. Dann ging er schnell davon zu einem der Taxis.

Irene schlief schon, als Werner das Hotelzimmer betrat. Er weckte sie nicht.

Sogar dazu war er zu glücklich.

Weil sie einfach da war.

Und mit diesem Gedanken schlief er ein.

Am nächsten Tag flogen sie nach Deutschland zurück, über Frankfurt nach Berlin.

Wenn Werner ehrlich zu sich gewesen wäre, dann hätte er zugeben müssen, daß er eine Frau liebte, von der er noch immer nicht das geringste wußte.

Und wenn er darüber nachgedacht hätte, dann hätte er sich sagen müssen, daß dies eine ziemlich sonderbare, wenn nicht gar unmögliche Basis für eine Ehe war.

Aber er dachte nicht nach, und er fragte Irene nichts, weil er sie liebte.

Er wollte sie nicht verlieren, und deshalb riskierte er nichts.

Sie verbrachten fünf herrliche Tage bei seinen Eltern, die Irene aufnahmen, als sei sie eine Tochter.

Sie genossen die Sommertage, Sonne und grünes Laub, das sich im Wind wiegte, und Wolken, die über den Himmel segelten; Schwalben, die durch die laue Luft schnitten; Abende in der blauen Dämmerung, leises Lachen, leise Seufzer in der Dunkelheit.

Mutt ging mit geradezu verklärtem Blick umher, es war, als drehte sich ihr graues Haar in lustigen kleinen Spiralen.

Sie backte und kochte und briet und deckte den Tisch, und ihre Augen strahlten hell und glücklich.

Werners Vater zeigte Irene schmunzelnd und stolz das Kinderspielzeug, das er mit so viel Liebe anfertigte und versprach, für den ersten Enkel eine echte Spreewälder Wiege zu schreinern.

Werner sagte, sie würden noch im Laufe des Sommers heiraten, und schenkte Irene einen Verlobungsring mit einem herzförmigen Rubin.

Es war alles herrlich, doch dann sagte Irene in der Nacht: »Werner, ich muß morgen nach Hamburg. Ich muß dort etwas erledigen.«

Und auch jetzt fragte er nicht, was, sagte nur schläfrig: »Na klar, Liebes, wir fliegen morgen nach Hamburg. Für mich wird es auch Zeit, daß ich in die Redaktion komme.«

Für ihn war alles in Ordnung. Für ihn gab es keine Fragen.

Er hielt Irene in seinen Armen und dachte, daß sich dies niemals mehr ändern würde.

Werner hatte nicht damit gerechnet, wie ihn der Anblick seiner Wohnung in Hamburg treffen würde: Alles erinnerte ihn noch an Inge.

Vor allem Kleinigkeiten waren es; da das kleine, zaghafte, von Inge gemalte Bild von Schlittschuhläufern, die sie einmal auf einem See in der Heide beobachtet hatten; dort, in der Küche, die Pergamentrolle, auf der sie die Kräuter notiert hatte, die sie auf langen Spaziergängen gesammelt hatten; dann das Glas, das sie ihm aus Venedig mitgebracht hatte – sie machten ja fast immer getrennt Urlaub, um aufzutanken, wie man das so nennt –, honigfarben, so leicht wie eine Feder.

»Du warst nicht allein?« fragte Irene mit einem zögernden Lächeln.

»Nein«, sagte er wahrheitsgemäß, »aber jetzt bist du da.«

Und wer will die Tage und Nächte schildern, die folgten?

Glück, was ist das? Kann man es beschreiben?

In der Redaktion sagte Ludwig: »Du siehst aus wie ein selbstzufriedener Kater.«

»Idiot«, sagte Werner.

Ludwig grinste.

»Tolle Frau muß das ja sein, die du dir da aufgegabelt hast!« Und dann fügte er gleich weinerlich hinzu: »Unsere Heizung ist im Eimer. Weißt du, was heute ein neuer Heizungskessel kostet? Meine Alte heult mir jeden Abend was vor, wie eine Sirene.«

Werner gab Ludwig augenzwinkernd hundert Mark und dachte an die Bettlerin vor dem Kloster in der Via Dolorosa.

Ludwig strahlte: »Mensch, bist du in 'nen Goldpott gefallen? Ist deine Neue auch noch reich? Mensch, du machst mich richtig an!«

Er hatte Heuschnupfen, der gute Ludwig. Und als erstes genehmigte er sich einen kräftigen Schnaps in der Kneipe um die Ecke für die Gesundheit und auf Werners Wohl. »Übrigens, Inge hat ein paar Tage Urlaub genommen, als sie hörte, daß du zurückkommst.

- Vielleicht rufst du sie doch mal an. Immerhin wart ihr doch zwei Jahre ganz dicke zusammen«, meinte Ludwig.

»Tue ich«, versprach Werner und nahm es sich auch wirklich vor.

»Und wann krieg' ich die dufte Neue zu sehen?«

»Wenn wir verheiratet sind«, sagte Werner.

»Du machst es aber spannend«, grinste Ludwig.

»Ich bin eben abergläubisch«, sagte Werner und meinte es ernst.

Denn da war etwas, das an ihm nagte, ihn nicht zur Ruhe kommen ließ: die Angst, Irene noch einmal zu verlieren.

Natürlich nicht an Ludwig und auch nicht an irgendeinen anderen Mann, sondern einfach so. Er konnte es sich selbst nicht erklären und wehrte sich auch dagegen, aber es half nicht viel. Die Angst blieb.

Abends, als er aus der Redaktion nach Hause kam, wartete Irene auf ihn.

Sie hatte nichts in der Wohnung verändert, aber einfach, weil sie da war, verblaßten die Erinnerungen an Inge.

»Ich liebe dich«, sagte er. »Vergiß das nie, Irene.«

»Ich werde es nie vergessen«, versprach sie ernsthaft.

Er entdeckte an diesem Abend, daß Irene vorzüglich kochen konnte.

Er entdeckte, daß sie seine Stimmungen im voraus erriet.

Sie zündete Kerzen an, legte eine Platte auf, die er besonders liebte, die Symphonie ›Aus der Neuen Welt‹.

Sie schmiegt sich aneinander, während sie auf der Couch lagen und der Musik lauschten.

Sie lösten sich nur voneinander, wenn er nach seinem Glas griff oder für sie beide eine Zigarette anzündete.

»Erzähl mir von dir«, bat er nach einer Weile.

»Da gibt es nicht viel.«

»Trotzdem«, sagte er.

»Wo soll ich anfangen?«

»Als du ein Kind warst.«

Ihr Kopf ruhte an seiner Schulter. Er streichelte ihr Haar. Er meinte, nie so etwas Weiches, Zartes zuvor in seinen Händen gespürt zu haben.

»Meine Kindheit war nicht besonders schön. Es gab immer Streit wegen Geld. Aber meine Eltern konnten nichts dafür. Mein Vater hatte keinen Beruf gelernt und fand nur Aushilfsstellen. Es ging ihnen so dreckig, daß meine Mutter ihre ersten beiden Jungen zur Adoption weggab. Mich und Doris behielten sie dann später. Und ich ging zur Schule und zu Abendkursen und fand einen Job und heiratete. Jim war Handelsvertreter und, wenn du weißt, was ich meine, auch genau der Typ. Ein bißchen laut, ein bißchen zu selbstsicher. Aber damals imponierte mir das, und er half auch meinen Eltern. Sie konnten nach Friend's Farm rausziehen. Und dann hatte Jim einen Unfall. Er fuhr immer zu schnell.« Sie log, log, log - um für sich ihre Vergangenheit auszulöschen.

Werner dachte nur kurz daran, daß Doris gesagt hatte: »Jim starb an einer Lungenentzündung.«

Irene mußte es ja besser wissen.

»Danach war ich ziemlich ruhelos«, sagte Irene. »Das kannst du dir ja vorstellen.«

Ja, er konnte es sich vorstellen. Nach Silvanas Tod war er auch ruhelos gewesen. Hatte sich selbst gehetzt, von einem Ort zum anderen, um zu vergessen.

»Das ist jetzt alles vorbei«, sagte er, »laß uns vergessen.«

»Ja«, sagte Irene, »o ja, laß uns vergessen.«

Und sie vergaßen alles in ihrer Umarmung.

Am Abend darauf wartete Irene nicht auf ihn, als Werner aus der dpa-Redaktion kam.

Ein Zettel lag auf der kleinen Empirekommode in der Diele.

»Lieber Werner, Abendessen steht im Backofen. Wenn es später werden sollte, warte nicht auf mich«, und in einem Schnörkel darunter: »In Liebe, Irene.«

Werner war mit einemmal sehr niedergeschlagen.

Er aß nicht, was Irene für ihn vorbereitet hatte, er ging in sein Arbeitszimmer, trank einen ziemlich starken Whisky.

Saß dann an seinem Schreibtisch, nahm sich schließlich das Material vor, das er in Israel gesammelt hatte – ein Teilstück für die geplante große Reisebeilage für Tageszeitungen.

»Gefahren im Urlaub...«

Er las seine Notizen durch, die Fakten waren:

Ein Mann und eine Frau waren mit einem VW in die Wüste gefahren, abseits der normalen Straßen. Sie hatten nur zwei Flaschen Coca-Cola bei sich gehabt und verstanden nicht, mit dem Wagenheber umzugehen, als sie eine Reifenpanne hatten.

Die jüngere Frau hatte ihren Mann allein gelassen, um Hilfe zu holen – und der Mann war in der Wüste umgekommen.

Erst Tage später hatte man ihn gefunden.

Werner schrieb jetzt die Story.

Als er damit fertig war, empfand er Unbehagen.

Irgend etwas stimmte daran nicht.

Er ging noch einmal seine Notizen durch.

Da las er, daß sie kurz vor der Reifenpanne noch auf Beduinen getroffen waren, aber dann, nach der Panne, nicht etwa zu den Beduinen zurückgekehrt waren, sondern daß die junge Frau des amerikanischen Sektenpriesters sich in die entgegengesetzte Richtung gewandt hatte, nämlich dem Toten Meer zu.

Werner rieb sich die müden Augen.

Unerklärlich und idiotisch zwar, aber was tat man nicht alles, wenn man unter Schock stand oder dem Einfluß von unerwarteten Geschehnissen.

Und doch – irgend etwas stimmte da nicht.

Aber er schob jetzt die Seiten, die er geschrieben hatte, nur zusammen und legte sie in die mittlere Schublade.

Er war müde, und morgen war auch noch ein Tag, dachte er.

Er ging zu Bett.

Aber schlafen konnte er nicht.

In dieser Nacht kam Irene nicht nach Hause.

Und auch am folgenden Tag nicht.

14

Irene hatte die Anweisungen genau befolgt.

Als Treffpunkt hatte ihr der Dunkle die Halle des Hotels Vier Jahreszeiten genannt.

Aber obwohl sie auf die Minute pünktlich dort war, näherte sich ihr niemand.

Sie wartete drei Stunden lang, trank zuerst einen Tee, bestellte sich dann jedoch nichts mehr, weil ihre Hände zu sehr zitterten, jedesmal wenn sie die Tasse zum Mund führte.

Bei ähnlichen Gelegenheiten zuvor war ihr aufgetragen worden, wenn der Kontakt nicht klappte, am folgenden Tag zur selben Stunde wieder dort zu sein, wo man sie erwartete.

Sie verließ das Hotel um neun Uhr abends. Zwar standen Taxis davor, aber sie wollte lieber zu Fuß zum Taxistand am Gänsemarkt gehen, weil sie fast unerträgliche Kopfschmerzen hatte – wie immer, wenn sie in einer solchen ›Mission‹ tätig war. Die frische Luft würde ihr guttun.

Doch sie erreichte den Gänsemarkt nicht.

Plötzlich hielt ein Wagen neben ihr, und eine Stimme befahl:
»Steigen Sie ein!«

Sie sah aus dem Dunkel des Wagens eine Waffe auf sich gerichtet und wich unwillkürlich zurück.

»Steigen Sie ein! Los doch!« wiederholte die Stimme.

Und Irene gehorchte.

Der Mann neben ihr steckte die Pistole weg, verband ihr dafür die Augen mit einer dunklen Binde.

Sie zitterte jetzt am ganzen Körper.

»Keine Angst«, sagte der Mann neben ihr, »es passiert Ihnen nichts.«

Nach einer Weile verebbten die Verkehrsgeräusche der Stadt hinter ihnen; Irene wußte, sie fahren hinaus aufs Land.

Die Fahrt mochte eine Stunde dauern oder auch mehr, sie wußte es nicht; sie verlor jedes Zeitgefühl.

»Wohin bringen Sie mich?« fragte sie.

Der Fahrer vor ihr brummte Unverständliches, der Mann neben ihr, der nach einem guten herben Eau de Cologne roch, wiederholte nur noch einmal: »Es wird Ihnen nichts passieren.«

Erst in dem Haus, in das man sie schließlich führte, nahm man ihr die Augenbinde ab.

Sie befand sich in einem typischen Wohnzimmer – altdeutsch eingerichtet wie aus einem Kaufhaus-Katalog.

Vor dem offenen Kamin, in dem ein künstliches Feuer flackerte, stand ein hochgewachsener Mann mit sehr hellem Haar.

Er kehrte Irene bei ihrem Eintritt den Rücken zu, und erst als er sich umwandte, erkannte sie, daß sein Haar weiß sein mußte, denn sein Gesicht war sehr alt.

»Guten Abend«, sagte er in akzentfreiem Englisch. »Setzen Sie sich doch, Mrs. Blessing.«

Sie nahm in einem der mit grün-rot gestreiftem Plüsch überzogenen Sessel Platz.

Außer dem Weißhaarigen befanden sich noch die beiden Männer im Zimmer, die sie hierhergebracht hatten. Sie lehnten neben der Tür, lässig und doch, als bewachten sie das Zimmer und die Tür.

Irene hielt ihre Handtasche, deren Geheimfach den Briefumschlag des Dunklen enthielt, auf den Knien.

Weder während der Fahrt noch beim Betreten des Hauses war sie selbst oder ihre Handtasche durchsucht worden.

»Sie erinnern sich meiner nicht«, sagte der Weißhaarige, »aber wir haben uns vor sechs Jahren kennengelernt.«

Sie hob die Schultern. Sie erinnerte sich wirklich nicht.

»Ich war damals bei den Untersuchungen des bedauerlichen Unfalls zugegen, dessen Opfer Ihr Mann wurde.«

Sie senkte den Kopf.

Wie eine heiße Welle schlug es in ihr auf.

Noch jemand, der wußte, was damals geschehen war, noch ein Zeuge!

»Wir haben Sie seither nie aus den Augen verloren, Mrs. Blessing«, sagte der Weißhaarige. »Wir waren über alle Ihre Reisen informiert, über Ihre Kontakte.«

Er wandte sich zu den beiden Männern an der Tür. »Ihr könnt jetzt Kaffee bringen«, sagte er, und wieder zu Irene gewandt: »Oder bevorzugen Sie etwas Alkoholisches?«

Sie schüttelte stumm verneinend den Kopf.

»Also Kaffee!« Er lächelte. Dabei verloren seine Züge ihre Schärfe.

Er zog ein silbernes Zigarettenetui aus seiner Jackettasche, bot Irene daraus an, gab ihr Feuer.

»Sie sehen wohl aus«, sagte er, »ich muß auch gestehen, Ihre jetzige Haarfarbe steht Ihnen besser.«

»Damals war mein Haar gebleicht«, sagte sie tonlos. »Mein Mann wollte das so.«

»Ich weiß«, sagte er sanft, »während der Untersuchungen Ihres Unfalls in der Wüste wuchs es an den Wurzeln dunkler nach.«

»Sie – Sie haben mich damals gesehen?«
»Ich habe die Untersuchung geführt«, sagte er einfach.
»Dann sind Sie –«
»Nennen wir doch keine Namen«, sagte er schnell, aber auch das klang nicht unfreundlich.

»Gut«, sagte sie und atmete tief aus. »Was wollen Sie von mir?«
»Den Umschlag, den Sie in Ihrer Tasche tragen.«
Sie zögerte. »Und was geschieht dann mit mir?«
»Nichts«, sagte er einfach. »Bitte, geben Sie mir den Umschlag.«
Sie reichte ihm das weiße Couvert. Er schlitzte es mit dem rechten Zeigefingernagel auf, nestelte dann eine Brille aus der kleinen Tasche fürs Einstecktuch, las, was auf den einzelnen Briefbögen stand.

»Gut«, sagte er, »sehr gut.« Und wieder lächelte er.
Den Umschlag warf er ins Feuer, das keines war. Er lachte leise über sich selbst, sagte: »Das verdammte Ding sieht so echt aus.« Er hob den Umschlag wieder auf, steckte ihn und den Briefbogen in seine Jackentasche.

Die beiden Männer, die an der Tür gestanden hatten, brachten den Kaffee und vier Gedecke.

Der Weißhaarige bediente Irene.

»Milch und Zucker?«

»Ja bitte.«

Sie tranken Kaffee, als sei dies ein ungezwungener Besuch unter Freunden.

»Sie wissen, was in den Umschlägen war, die Sie befördert haben?« fragte der Weißhaarige schließlich.

»Nein«, sagte Irene.

»Sie haben nie einen geöffnet?«

»Nein. Ich war oft nahe daran, aber dann dachte ich, es ist besser, wenn ich es nicht weiß. Einmal habe ich gefragt, aber man hat mich belogen. Ich – es war schon schwer genug, ich meine, dieser

Kurierdienst.«

»Das ist jetzt vorbei. In Zukunft werden Sie für uns arbeiten. Und das wird Ihnen gewiß leichter fallen. Abus Ring ist aufgefliegen, Sie wissen schon, der Mann, den Sie den ›Dunklen‹ nennen.«

Konnte der Weißhaarige Gedanken lesen?

Er lächelte sie an. »Ja, Mrs. Blessing, man lernt so allerlei in meinem Beruf.«

»Was habe ich in den Umschlägen befördert?« fragte Irene.

»Namen von Orten und Kontaktpersonal, die Geld gaben.«

»Das ist alles?« Sie war erleichtert. Unsäglich erleichtert.

»Es war genug.« Sekundenlang war das Gesicht des Weißhaarigen wieder hart und ausdruckslos.

»In Zukunft werde ich es sein, von dem Sie die Umschläge erhalten.«

Und sie sagte: »Bitte, nein, bitte lassen Sie mich doch aus dem Spiel raus, ich will nicht mehr, ich kann einfach nicht mehr. Ich habe – ich könnte, ich möchte so gern ein neues Leben anfangen. Ich habe – da ist ein Mann, der mir vertraut. Ich – ja, ich könnte zum erstenmal in meinem Leben glücklich sein. Bitte nehmen Sie doch jemand anderen. Bitte, lassen Sie mich doch endlich ein normales Leben führen. Ich bin dreißig, ich könnte heiraten, noch Kinder haben.« Sie schlug die Hände vors Gesicht. Es war zuviel gewesen, sechs Jahre Sühne waren genug. Sechs Jahre der Angst und des Gehetztseins mußten doch genügen.

»Es tut mir leid, Mrs. Blessing«, hörte sie die ruhige Stimme des Weißhaarigen sagen, »aber wir brauchen Sie. Wir leben in einer Welt, die leider ganz und gar nicht friedlich ist. Wenn Sie uns helfen, können wir dafür sorgen, daß sie ein bißchen friedlicher wird. – Meine Freunde werden Sie jetzt zum Flughafen fahren. Sie nehmen die nächste Maschine nach Amsterdam. Dort werden Sie abgeholt. Sie fliegen dann morgen nachmittag nach London weiter. Auch dort wird man Sie erwarten. – Und schauen Sie, die Umschlä-

ge unterscheiden sich nicht von denen, die Sie bisher befördert haben.«

Irene starrte auf die blanken weißen Umschläge.

Einer war ein wenig größer als der andere.

»Kann ich wenigstens noch zu Hause anrufen, Bescheid sagen?«

»Das geht leider nicht«, sagte der Weißhaarige. Er wechselte überganglos ins Deutsche.

»Herr Holt weiß ja, daß Sie eine geheimnisvolle Frau sind. Es stört ihn nicht, also wird er alles glauben, was Sie ihm bei Ihrer Rückkehr erzählen. Und Sie können ihm alles erzählen. Nur nicht die Wahrheit.«

Noch ehe Werner die Wohnungstür aufschloß und sah, daß Lichtschein aus dem Wohnraum in die Diele fiel, wußte er, daß Irene zurückgekehrt war.

Sie kam ihm in einem langen seidenweichen Kleid entgegen, von der Farbe wilder Pflaumen.

Sie war so schön, und in ihren Augen las er so viel, daß er vor allem anderen sie in seine Arme schloß.

Sie standen lange fest aneinandergepreßt.

Dann machte sie sich los. »Verzeih«, sagte sie. »Ich wußte nicht, daß ich ein paar Tage wegbleiben würde. Aber in London streikten die Fluglotsen.«

»Du warst in London?« fragte er verblüfft.

Sie lächelte und nickte.

»Und ich hab' gedacht, dir ist etwas passiert. Ich hab' schon die schlimmsten Alpträume gehabt.«

Er folgte ihr ins Wohnzimmer, wo sie ihm einen Gin tonic mixte; sie selbst trank nur Tonic-Wasser. »Wird das häufiger vorkommen, daß du so einfach verschwindest?« fragte er und ließ es leicht und beinahe scherzhaft klingen, obwohl ihm gar nicht danach zumute

war.

»Das kann sein«, gab sie zu.

»Und warum?«

»Es hat etwas mit dem Nachlaß meines ersten Mannes zu tun.«

»Geschäftliche Besprechungen?«

»Geschäftliche Besprechungen«, sagte Irene.

Er sah sie fragend und nachdenklich an, sie erwiderte seinen Blick offen, aber, wie ihm schien, auch ein bißchen abweisend.

»Du willst nicht darüber reden?«

»Ungern«, sagte sie. »Aber du kannst mir glauben, ich tue nichts, was dir schaden könnte.«

»Und kann es dir schaden?«

Irene schüttelte den Kopf.

»Wie lange soll das noch dauern? Und wenn wir verheiratet sind?«

Sie wandte sich halb ab. »Werner, ich kann nicht darüber sprechen, aber du mußt mir glauben, ich tue nichts Unrechtes.«

»Gut«, sagte er gemacht fröhlich. »Gut, ich glaube dir ja, Schatz.« Er nahm sie um die Schultern und preßte seinen Mund an ihr Haar.

»Danke«, sagte sie leise, und dann drehte sie sich um und schlang fest die Arme um seinen Hals.

»Und noch etwas sollst du wissen«, flüsterte sie, »ich habe noch nie, nie einen Mann so geliebt wie dich.«

»Wann heiratest du mich?« murmelte er.

»Wann immer du willst.«

»Und von deinen geheimnisvollen Ausflügen kommst du immer wieder zu mir zurück?«

»Immer wieder.«

»Ich habe auch eine Überraschung für dich«, sagte Werner, und diesmal schob er Irene ein bißchen von sich weg. »Als du weg warst, fiel mir so die Decke auf den Kopf, daß ich wie ein Wilder gearbeitet habe – ich habe die ersten sechzig Seiten geschrieben

und einen Handlungsaufriß gemacht. Und Ludwig, der einen Lektor im Reeder-Verlag kennt, hat dem die Seiten gegeben, und der fand die Geschichte großartig, und wenn ich dranbleibe, erscheint im nächsten Frühjahr mein erstes Buch. Ein Roman, basierend auf Tatsachen.«

»Werner!« Sie freute sich mit ihm, denn sie wußte, daß wohl jeder Journalist davon träumt, einmal ein Buch zu schreiben, also nicht nur Storys für den Tag.

»Es ist eigentlich eine irre Geschichte«, erzählte er, »und wenn du nicht wärest, hätte ich wohl nie die Nase dran gekriegt. – Du erinnerst dich doch, als wir in der Wüste waren.«

»Ja«, sagte sie tonlos.

Aber seine eigene Begeisterung riß ihn mit sich weg, und er merkte es nicht.

»Warte, ich hole den Anfang und lese ihn dir vor.«

Irene setzte sich in den Schatten, Werner so, daß das Licht der Stehlampe voll auf die Manuskriptseiten fiel.

»Der Titel ist vorläufig ›Spuren in der Wüste‹«, er räusperte sich, ein wenig verlegen, ein wenig aufgeregt, und Irene sah ihn, wie er als kleiner Junge gewesen sein mußte.

Er begann zu lesen, und sie schloß die Augen.

Die Sonne fiel in die Wüste. Es gab nichts als die Hitze, die nackte Erde und das Gestein. Die Stille umgab den Mann und die Frau wie etwas Greifbares; Hitze wie Stille waren dem Menschen hier absolut feindlich.

»Es ist deine Schuld«, sagte der Mann, »daß wir uns verfahren haben.« Und die Frau wich zurück. Er hatte sie schon oft geschlagen, und hier, sie wußte es, würde er es geradezu mit Vergnügen tun, denn hier gab es keine Fluchtmöglichkeit für sie. Nirgendwo Hilfe.

»Einen VW zu mieten, mit dem du nicht umgehen kannst!« Der Mann warf ihr den Wagenheber vor die Füße. »Los, wechsle das Rad! Los, nun mach schon!«

»Du wolltest hierher«, sagte sie »du wolltest auf den Spuren des Herrn wandeln!«

Sie sagte es hart und bitter, denn der Mann, der vor ihr stand, nannte sich Priester. Aber wie verlogen und brutal er war und wie verlogen und dumm seine Sekte, das hatte sie viel zu spät gemerkt, erst nachdem sie verheiratet waren.

»Hör auf«, flüsterte Irene.

Werner hielt verblüfft inne.

»Woher weißt du das alles?« flüsterte sie heiser. »Woher? Woher?«

Werner begriff nicht. Er sagte: »Aber Irene, das ist doch bloß der Anfang meines Romans. Ich verstehe dich nicht. Ich meine –«

»Es war kein Unfall«, sagte sie. »Es war das Ende – o mein Gott. Ich hielt es einfach nicht mehr aus, und da habe ich es getan. Ich habe ihn umgebracht. Ich habe es getan. Ich habe es getan, hörst du! Und ich – deswegen war ich wieder in Jerusalem. Und hättest du mich doch nur nicht gefunden. Dann hätte ich im Kloster bleiben können. Ich wollte doch endlich Frieden finden.«

Sie preßte die Stirn auf ihre Knie.

Sie weinte, wie er noch nie einen Menschen hatte weinen sehen; und dann erzählte sie ihm alles. Es brach alles aus ihr heraus, wie es angefangen und wie es geendet hatte:

Sie war zwanzig Jahre alt, und sie war schön. Aber sie wollte nicht werden wie die Mädchen in ihrer Umgebung in New York, die mit jedem, der sie haben wollte, für ein paar Dollars ins Bett gingen. Sie wollte ein anständiges Leben führen, sie wollte etwas erreichen. Sie arbeitete als Kellnerin, um sich und ihre Familie durchzubringen und noch ein paar Dollars für die Abendschule übrig zu haben. Sie wollte Lehrerin werden. Das war ihr Traum.

Und dann, eines Abends, bediente sie eine Gesellschaft, die den

Geburtstag eines hochgewachsenen blonden Mannes feierte. Er sah aus wie Siegfried, er sah aus wie der Held aller Sagen und Märchen. Er trank ein bißchen viel, aber das merkte man seinem Benehmen nicht an; er war vielleicht auch ein bißchen laut, aber das nahm man einem so gutaussehenden Mann einfach nicht übel, und ehe der Abend noch vorbei war, hatte er Irene um ein Wiedersehen gebeten – sie, die kleine Kellnerin mit den großen Träumen.

Er hieß Jim Fletcher, und wie er Irene erzählte, war er Bischof der ›Christlichen Geschwister‹, einer Sekte in Kalifornien, die zwanzigtausend Mitglieder zählte.

Ein Bischof, dachte sie enttäuscht, einen Bischof kann man nicht heiraten.

Aber Jim lachte, als habe er ihre Gedanken erraten, und erklärte ihr, daß seine Sekte nur an die einzig wichtige Lehre des Christentums glaube, nämlich die Nächstenliebe. Und daß Gott Mann und Frau schließlich geschaffen habe, damit sie einander angehörten und Nachkommen zeugten.

Während seines Aufenthaltes in New York war er von jungen Männern und Frauen umgeben, die er seine Brüder und Schwestern nannte, die ihm jeden Wunsch von den Augen ablasen, und er wohnte natürlich in einem der besten Hotels, dem Plaza.

Wenn er mit Irene ausging, fielen sie auf. Amerika hat nun einmal eine besondere Schwäche für gutaussehende Menschen, aber Jim sagte: »Du würdest noch toller aussehen, Irene, wenn du so blond wärest wie ich.« Also ließ sie sich das Haar bleichen, und zu Hause gab es einen Riesenkrach, denn ihr Vater glaubte, sie sei nun so geworden wie die anderen Mädchen der Umgebung – für jeden zu haben.

Sie erzählte Jim weinend davon, und er sagte: »Ich werde mit deinen Eltern sprechen.«

Er gab ihren Eltern Geld, und ihr Vater konnte sich seinen Traum verwirklichen, eine Farm zu kaufen – in Friend's Farm, wie Werner

ja schon wußte.

Und eine Woche später waren Irene und Jim Mann und Frau.

Sie reiste mit ihm nach Kalifornien, in einem Privatjet, der einem seiner einflußreichen Freunde gehörte.

Sie lebte an Jims Seite in unvorstellbarem Luxus.

Und es dauerte eine ziemliche Weile, bis sie merkte, daß er diesen Luxus aus seinen ›christlichen Geschwistern‹ preßte.

Bei den Gottesdiensten, die er zweimal wöchentlich abhielt, mußten die ›christlichen Geschwister‹ im Anschluß an die Messe öffentlich ihre Sünden bekennen und dafür bezahlen. Die Bußen begannen bei zehn Dollar für eine kleine Lüge, ein Ehebruch kostete 1.000 Dollar.

»Was willst du«, fragte Jim zynisch, als sie ihn deswegen zur Rede stellte, »die zahlen, und dann fühlen sie sich befreit. Ist doch was Feines, sich frei von jeder Schuld zu fühlen, findest du nicht?«

Er konnte zärtlich und heiter mit ihr sein, und dann wieder, wenn er getrunken oder im Spiel verloren hatte – er war ein leidenschaftlicher Pokerspieler –, ließ er seine Wut an ihr aus. Dann war sie an allem schuld. Sie war vor allem daran schuld, daß sie nicht, wie er es seinen ›Gläubigen‹ versprochen hatte, ein Kind bekam.

Einmal, als sie all das, was sie sah und hörte und ausstehen hatte, nicht mehr ertrug, flüchtete sie zu ihren Eltern nach Friend's Farm. Aber die hatten kein Verständnis für ihre Undankbarkeit, wie sie es nannten; sie riefen Jim an, und der holte sie nach Kalifornien zurück.

Jim hielt Irene einen Monat lang wie eine Gefangene. Er schlug sie oft, aber immer so, daß man es nicht sehen konnte, das heißt, ihr Körper war wund und mit dunklen Prellungen übersät, aber ihr Gesicht rührte er nicht an.

Irene wußte, daß er inzwischen auch Drogen nahm, und eines Tages mußte er sich zuviel gespritzt oder zuviel geschluckt haben, auf jeden Fall brach er zusammen, war stundenlang bewußtlos.

Danach hielt er einen Gottesdienst in einem großen Stadion ab, wo er seinen Gläubigen verkündete, er habe den Ruf Gottes erhalten, ihn in der Wüste des Heiligen Landes aufzusuchen, um dort für sie alle neuen Richtlinien entgegenzunehmen.

Irene vergaß diesen Tag nie, als sich Tausende vor Jim auf die Knie warfen und ihn anbeteten wie einen Götzen.

Sie und Jim flogen mit dem Privatjet seines Freundes nach Israel.

Sie wohnten im Intercontinental-Hotel in einer fürstlichen Suite.

Wenn sie jetzt in Jims Augen schaute, so war es Irene, als glühte Feuer darin.

»Ich muß in die Wüste«, sagte er immer wieder, »ich muß in die Wüste zu meinem Herrn.«

»Warum gehst du nicht?« fragte sie ihn.

»Zu Fuß?«

»Ja, zu Fuß«, sagte sie, »oder reite doch auf einem Esel.«

Er schlug sie wieder. Mittlerweile war sie so daran gewöhnt, daß es ihr nicht mehr viel ausmachte.

Sie wußte nur, wenn sie in die Wüste fuhren, würde es eine Entscheidung geben. Wie die Entscheidung ausfallen würde, wußte sie nicht.

Jim hieß sie einen Wagen mieten, er selbst besaß wegen Trunkenheit am Steuer keinen Führerschein mehr.

Sie bekam - es war Hochsaison - nur einen klapprigen alten VW.

Jim hieß sie eine Straßenkarte beschaffen.

Sie erhielt die neueste, die es gab, aber Jim verwarf sie. »Was soll ich mit den neuen Straßen, ich will in die Wüste.«

Er verbot ihr, Proviant mitzunehmen.

Er wollte in der Wüste fasten.

Sie nahm dennoch wenigstens zwei Flaschen Cola mit.

Einen Flaschenöffner vergaß sie - ganz einfach, weil es in ihrem Wagen zu Hause einen am Armaturenbrett gab.

Sie fuhren mittags los. Zuerst über normale Straßen, dann, Jim

bestand darauf, über einen kaum sichtbaren Weg, der nach Osten führte, mitten in die Wüste hinein.

Sie begegneten Beduinen, die ihnen Datteln und eine riesige Melone schenkten.

Jim warf die Früchte aus dem Wagen, als die Beduinen außer Sichtweite waren – er wollte ja fasten.

Und dann platzte auf dem steinigen Pfad, der nicht einmal ein Weg zu nennen war, der rechte Vorderreifen.

Jim schrie Irene an, das sei ganz allein ihre Schuld. Er schlug sie ins Gesicht.

Er hatte plötzlich Angst. Herzjagen und kalte Schweißausbrüche.

Sie sagte: »Ich gehe und hole Hilfe.«

Er sagte: »Aber bleib nicht zu lange, und wehe, wenn du nicht zurückkommst!«

Sie ging zuerst in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Als sie Jim und den Wagen hinter sich nicht mehr sehen konnte, schlug sie einfach eine andere Richtung ein.

Sie wollte keine Hilfe holen. Sie wollte gar nichts mehr. Ihr war gleichgültig, was mit Jim geschah und mit ihr selbst.

Sie wußte nur eines: Sie konnte das Leben mit Jim nicht mehr ertragen.

Aber ihr Überlebenswille war schließlich stärker als ihre Verzweiflung.

Sie folgte einem ausgetrockneten Flußbett und erreichte eine Asphaltstraße; vor sich im Morgendunst sah sie das Tote Meer. Eine Militärstreife griff sie auf.

Jetzt wurde ihr bewußt, was geschehen war. Sie dachte: Ich habe Jim beim Wagen allein zurückgelassen. Ich habe keine Hilfe bei den Beduinen gesucht, die so nah waren.

Jim wird sterben.

Tagelang überflogen Hubschrauber das Gebiet, in dem sie Jim und den VW zurückgelassen hatte.

Der Wagen wurde zuerst gefunden. Er war leer – und nicht nur das, ausgebrannt. Und dann wurde Jim gefunden, unter einem Felsvorsprung, von dem er gestürzt war. Auch er hatte sich auf den Weg gemacht, Hilfe zu finden.

Die israelischen Behörden behandelten den ›Unfall‹, wie sie es nannten, mit sehr viel Rücksichtnahme; Irene stand ganz offensichtlich unter einem schweren Schock.

Und das war auch so. Denn sie wußte nun, daß sie die Schuld an Jims Tod trug.

Wäre sie zu den Beduinen zurückgekehrt, hätte er gerettet werden können. Aber das hatte sie gar nicht gewollt...

Jim war tot. Sie war nun frei.

Acht Wochen lang. Dann suchte der Dunkle sie in New York auf, wo sie inzwischen – sie hatte den Mädchennamen ihrer Mutter angenommen – anonym in einem kleinen Apartment lebte.

Er sagte: »Ich weiß, was du getan hast. Wir werden dich nicht verraten, aber du wirst unser Schweigen bezahlen.«

Und sechs Jahre lang machte Irene Kurierdienste für diesen Mann, einen Araber.

Dann sollte sie für die Deutschen und nun für die Israelis das gleiche tun.

Irene schwieg. Sie hatte den Kopf erschöpft gegen die Sessellehne zurückgelehnt.

»Jetzt weißt du alles«, sagte sie. »Und jetzt bin ich wirklich frei.«

Werner saß ihr gegenüber.

Zwischen ihnen auf dem niedrigen Couchtisch lagen die ersten sechzig Seiten seines Manuskriptes.

Er starrte darauf, ohne sie zu sehen. Dann nahm er die Seiten und zerriß sie.

»Ja, jetzt bist du frei«, sagte er und ging zu ihr.

Er zog sie hoch, in seine Arme.

»Du bist frei«, sagte er, »und niemand, niemand kann dir jemals wieder etwas antun.«

15

Am nächsten Morgen fuhren sie in die Stadt und bestellten das Aufgebot.

Die Alster glitzerte strahlend blau unter einem strahlendblauen Sommerhimmel. Die jungen Mädchen trugen wehende bunte Kleider über eleganten, hochhackigen Stiefeln. Zwei Hunde tummelten sich vergnügt unten vor dem Alsterpavillon.

Irene und Werner tranken eine halbe Flasche Champagner, während sie Zukunftspläne schmiedeten. Alles würde gut werden, sie würden ein herrliches Leben haben.

Anschließend ging Werner zu Fuß in die Redaktion, Irene nahm den Wagen, um nach Hause zu fahren.

Beim Abschied küßten sie sich, wie es Liebende tun, die nichts mehr trennen kann.

Zwei Stunden später erhielt Werner einen Anruf in der Redaktion. Irene war mit dem Wagen verunglückt.

Sie war tot.

Nach der Beerdigung beurlaubte der Chefredakteur Werner: »Fliegen Sie irgendwohin, wo Sie alles vergessen können.«

Aber Werner nahm ein Taxi und fuhr nach Hause.

Er schloß sich ein.

Er wollte niemanden sehen, er konnte mit niemandem sprechen.

Er trank, was an Alkohol im Haus war, bis er bewußtlos ins Bett fiel.

Inge besaß noch einen Schlüssel zur Wohnung, und da sie glaubte, Werner sei – wie der Chefredakteur vorgeschlagen – irgendwohin geflogen, um zu vergessen, ging sie in die Wohnung, um dort nach dem Rechten zu sehen.

Sie fand Werner wie ein krankes, das Licht scheuendes Tier.

Er erkannte sie kaum, hatte Mühe, sich an ihren Namen zu erinnern.

Als erstes kochte sie ihm eine kräftige Fleischbrühe, flößte sie ihm löffelweise ein. Dann packte sie ihn ins Bett und rief einen befreundeten Arzt.

Der untersuchte Werner mit besorgtem Gesicht, gab ihm dann zwei Injektionen.

Nach einigen Minuten wurde Werners Atem ruhig und gleichmäßig. Er schlief.

»Man darf ihn nicht allein lassen«, sagte der Arzt.

Inge nickte.

Sie rief Werners Eltern in Berlin an, und als sie merkte, daß diese noch nicht wußten, was passiert war, brachte sie es ihnen schonend bei.

Maria Holt sagte entschlossen: »Ich komme morgen mit dem ersten Flugzeug. Aber machen Sie sich bitte nicht die Mühe, mich am Flughafen abzuholen. Bitte, bleiben Sie bei meinem Sohn.«

Inge saß still bei abgedunkeltem Licht an Werners Bett, die ganze Nacht hindurch.

Am Morgen gegen zehn Uhr erwachte er.

Sein Blick kehrte aus dunklen Tiefen zurück.

Aber diesmal erkannte er sie und lächelte schwach.

»Da bist du ja wieder«, sagte er. Inge gab ihm wieder von der kräftigenden Fleischbrühe und zwei Tabletten, wie der Arzt es verordnet hatte.

Wieder schief Werner ein, und wieder saß sie geduldig an seinem Bett.

Gegen Mittag traf Maria Holt ein.

Sie umarmte Inge kurz und herzlich, und nach einem Blick in das erschöpfte Gesicht der jungen blonden Frau entschied sie leise, aber energisch: »Jetzt legen Sie sich aufs Ohr, und ich passe auf Werner auf.«

Nach einer Woche war das Schlimmste vorbei. Werner konnte stundenweise aufstehen.

Ludwig kam zu Besuch, brachte ihm einen Riesenkorb Früchte aus seinem Garten mit.

»Der Chef meint, du solltest nach Hongkong fliegen. Flüchtlinge aus Vietnam und so ...«

»Wann?« fragte Werner.

»Wenn du wieder auf den Beinen bist.«

Vier Tage später brachten seine Mutter und Inge Werner zum Flughafen.

Seine Augen wirkten immer noch leer und erloschen, aber seine Bewegungen hatten schon einiges von seiner früheren Kraft und Behendigkeit zurückgewonnen.

Seine Mutter umarmte ihn zum Abschied ohne Tränen und ohne Sentimentalität. Sie sagte nur: »Komm gesund zurück, Werner.«

Er hielt eine Weile Inges Hand. Dann küßte er sie leicht auf beide Wangen.

»Danke für alles«, sagte er, »ich rufe an, wenn ich zurück bin.«

Als er durch die Abflughalle ging, wandte er sich nicht um.

Jetzt konnten die junge und die alte Frau, die ihn beide – jede auf ihre Weise – liebten, um ihn weinen.